

Wiesbadener Tagblatt.

Verlag Langgasse 21

„Tagblatt-Haus“

Einzel-Exemplar 10 Pf. — 12 Ausgaben. — 12 Ausgaben. — 12 Ausgaben.

Wöchentlich

12 Ausgaben.



Vertrieb:

„Tagblatt-Haus“ Nr. 6650-53.

Von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends, außer Sonntags.

Bezugs-Preis für beide Ausgaben: 70 Pf. monatlich. 2. — vierteljährlich durch den Verlag Langgasse 21, ohne Beleglohn. 3. — vierteljährlich durch alle deutschen Postämter, ausschließlich Beleglohn. — Bezugs-Beleglohn nehmen außerdem entgegen: in Wiesbaden die Haupt-Post-Station 19, sowie die Postämter in allen Teilen der Stadt; in Wiesbaden die Haupt-Post-Station 19, sowie die Postämter in allen Teilen der Stadt; in Wiesbaden die Haupt-Post-Station 19, sowie die Postämter in allen Teilen der Stadt.

Anzeigen-Preis für die Zeile: 15 Pf. für örtliche Anzeigen im „Arbeitsmarkt“ und „Kleiner Anzeiger“ in einheitlicher Schriftform; 20 Pf. in davon abweichender Schriftform, sowie für alle übrigen örtlichen Anzeigen; 30 Pf. für alle auswärtigen Anzeigen; 1 Mt. für örtliche Reklamen; 2 Mt. für auswärtige Reklamen. Ganze, halbe, viertel und viertel Seiten, durchlaufend, nach beiderseitiger Berechnung. — Bei wiederholter Aufnahme unveränderter Anzeigen in kurzen Zwischenräumen entsprechende Nachlässe.

Wichtigste Anzeigen: Für die Rhein-Ruhr, bis 12 Uhr mittags; für die Mosel-Ruhr, bis 3 Uhr nachmittags.

Berliner Schriftleitung des Wiesbadener Tagblattes: Berlin-Wilmersdorf Gungelstr. 66, Fernspr.: Amt Hhland 450 u. 451.

Für die Aufnahme von Anzeigen an vorgedruckten Formblättern und Blättern mit einer Zeile nachkommend.

Donnerstag, 12. November 1914.

Morgen-Ausgabe.

Nr. 529. • 62. Jahrgang.

Der Krieg.

S. M. S. „Emden“ in Brand geschossen.
S. M. S. „Königsberg“ blockiert.

W. T. B. Berlin, 11. Nov. (Amtlich.) Nach amtlichen Bekanntmachungen der englischen Admiralität wurde S. M. S. „Emden“ am 9. November früh bei den Kokosinseln im indischen Ozean, während einer Landungsabteilung zur Verstärkung der englischen australischen Kreuzer „Sydney“ angegriffen. Nach hartnäckigem verlustreichem Gefecht ist S. M. S. „Emden“ durch die überlegene Artillerie des Gegners in Brand geschossen und von der eigenen Besatzung auf Strand gesetzt worden.

Die englische Admiralität gibt ferner bekannt, daß S. M. S. „Königsberg“ im Rufidji (Deutsch-Ostafrika), 16 Meilen oberhalb der Mündung, von dem englischen Kreuzer „Chatham“ durch Versenken eines Kohlendampfers blockiert worden ist. Ein Teil der Besatzung soll sich in einem besetzten Lager an Land verschanzt haben. Eine Beschießung des „Chatham“ scheint ohne Wirkung gewesen zu sein.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabs:
Behne.

Von unserer Berliner Schriftleitung erhalten wir noch folgenden dröhnlichen Bericht:

Br. Berlin, 11. Nov. (Ntr. Bln.) Die amtliche englische Meldung läßt keinen Zweifel darüber, daß sowohl die „Emden“ wie die „Königsberg“ ehrenvoll verloren gegangen sind. Die „Emden“ bewegte sich bekanntlich auf Kreuzfahrten im Indischen Ozean. Die großen Wert der Feinde auf ihre Vernichtung legte, geht daraus hervor, daß nach Angabe der englischen Quellen eine Flottenaktion großen Stils gegen sie unternommen war, an der sich britische, französische, russische und japanische Kriegsschiffe und auch die beiden australischen Kreuzer „Melbourne“ und „Sydney“ beteiligten. Der „Sydney“ war der Erfolg beschieden, die „Emden“ aufzusuchen, und zwar, als sie im Indischen Ozean, etwa 600 Seemeilen südwestlich von Sumatra, auf einer kleinen Insel Mannschaften gelandet hatte, um die dortige Funksstation und das Telegrafentablet zu zerstören. Es kam zu einem ungleichen Kampfe, an dessen Ende die „Emden“ schließlich von ihrem Kapitän brennend auf Strand gesetzt wurde. Sie ist unter erheblichem Menschenverlust zugrunde gegangen. Die „Sydney“ hatte nach den Angaben der englischen Admiralität 3 Tote und 15 Verwundete. Der australische Kreuzer war eines der Schiffe, die 1909 von der englischen Regierung zur Schaffung einer australischen Flotte bewilligt wurde. Sie ist 5700 Tonnen groß, gegenüber den 3650 Tonnen der „Emden“, hatte 400 Mann Besatzung, während die „Emden“ nur 360 Mann hatte, lief 26 Seemeilen gegen 24 der „Emden“ und war mit acht 15,2-Zentimeter-Geschützen bewaffnet, während die „Emden“ 12 Geschütze aber von nur 10½ Zentimeter Kaliber führte. Die Überlegenheit der „Sydney“ war aber wahrscheinlich noch größer dadurch, daß, wie schon gesagt, ein Teil der Besatzung der „Emden“ sich an Land befand.

Der Kreuzer „Königsberg“ war im Frühjahr nach Ostafrika gegangen, um den „Geier“ abzulösen und hatte tatsächlich von sich reden gemacht, als er das englische Kriegsschiff „Pegasus“ in den Grund bohrte. Dadurch soll, immer nach Angaben der englischen Admiralität, die englische Flotte auf die Spur der „Königsberg“ gekommen sein. Der deutsche Kreuzer war in einen Fluß in Deutsch-Ostafrika eingelaufen und die Besatzung war 8 Meilen flussaufwärts an Land gegangen und hatte sich dort in Laufgräben usw. verbarrikadiert, wie man annimmt, aus Mangel an Kohlen, vielleicht auch infolge eines Maschinendefekts. Dort griff sie der englische Kreuzer „Chatham“ an, der zur Mittelmeerstation gehört. „Chatham“ beschloß die „Königsberg“ von der See aus, jedoch ohne Erfolg, und versenkte schließlich, da sie selber in den Fluß ihres großen Tiefgangs wegen nicht einlaufen konnte, an der Flußmündung eine Anzahl Kohlen- und Ölschiffe, so daß der deutsche Kreuzer in den Fluß eingesperrt blieb. Die „Chatham“ war 5300 Tonnen groß und 1911 erbaut, der 1905 erbauten und nur 3400 Tonnen großen „Königsberg“ also ebenfalls weit überlegen.

Der Verlust beider Schiffe wird in Deutschland aufrichtig betrauert werden. Eine Überraschung bedeutet er aber nicht. Niemand war im Zweifel darüber, daß die „Emden“ eines Tages zur Strecke gebracht werden würde, niemand im Zweifel darüber, daß auch die „Königsberg“ einmal gefaßt werden würde. Niemand zweifelt auch daran, daß alle übrigen deutschen Auslandskreuzer, wie auch das Geschwader an der holländischen Küste, eines Tages auf dem Meeresgrund ruhen werden. Deutschland kann nur stolz darauf sein, daß unsere Schiffe ihren Untergang so teuer verkauft, wie die „Königsberg“, vor allem aber die unergiebliche „Emden“ es getan.

Die Genugtuung in England.

Br. Amsterdam, 11. Nov. (Eig. Drahtbericht. Ntr. Bln.) Die englische Presse widmet der Nachricht von dem Untergang der „Emden“ lange Kommentare. Allgemein wird der

Genugtuung darüber Ausdruck gegeben, daß es endlich gelungen sei, das deutsche Schiff, dessen Tätigkeit verhängnisvoll auf den englischen Handel im fernen Osten gewirkt habe, unschädlich zu machen. Von allen Seiten wird die hervorragende Tüchtigkeit und Gewandtheit des deutschen Kapitäns gerühmt, der es trotz heftiger Verfolgung verstanden hat, seine Tätigkeit zum Schrecken des englischen Handels so lange fortzusetzen.

Die anderen deutschen Kreuzer noch an der Arbeit.

hd. Amsterdam, 11. Nov. In der Londoner Schiffahrtsbörse wurde in der Zeit vom Freitag bis Montag auf den bereits lange überfälligen großen Dampfer „Dacorentina“, der einen Inhalt von 13 000 Tonnen besitzt, die Versicherungsrabatte auf 80 Prozent erhöht. Der Kapitän des vom Kreuzer „Karlshöhe“ vernichteten Dampfers „Van Dyd“ glaubt, daß der „Dacorentina“ von dem deutschen Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm“ vernichtet worden sei. Auch über das Schicksal von weiteren englischen Dampfern ist man an der Börse sehr beunruhigt.

Ypern vor dem Fall.

Br. Amsterdam, 11. November. (Eig. Drahtbericht. Ntr. Bln.) Die Einnahme Yperns durch die deutschen Truppen steht, soweit man den Berichten der englischen Presse entnehmen kann, unmittelbar bevor. In der „Times“ heißt es: Die deutsche schwere Artillerie hat jetzt Ypern zum Ziel anvisiert. Die deutschen Granaten hageln förmlich in die Stadt. „Daily Chronicle“ wird gedruckt, daß die deutschen 42- und 32-Zentimeter-Geschütze ihr Feuer auf Ypern eröffnen haben. Nach einer Meldung der „Times“ aus Nordfrankreich haben die Deutschen nur einige Meilen von Ypern eine Stellung besetzt, von der aus sie die Stadt beschießen können. Die englische Artillerie, so sagt der Berichterstatter, arbeitet gut, aber eine Batterie wurde von den schweren Geschützen unter Feuer genommen, wodurch von den sechs Kanonen drei vernichtet, die anderen beschädigt wurden.

Ein nichtsagender französischer Tagesbericht.

W. T. B. Bordeaux, 11. Nov. Der amtliche Bericht von gestern, 11 Uhr nachts, besagt: Im Norden dauert die Schlacht auf das heftigste an. Die zwischen Ypern und Armentières aufgestellten englischen Truppen erlitten bei Messines und weiter südwärts besonders starke Verluste. Von den übrigen Teilen der Front ist nichts zu melden.

Der Sieg der deutschen Technik.

Br. Rotterdam, 11. Nov. (Eig. Drahtbericht. Ntr. Bln.) Der Berichterstatter der „Daily Mail“ meldet aus Nordfrankreich, der Kampf in der Nähe von Arras werde ein unergiebliches Ruhmesblatt für die französischen Seefahrer bleiben. Vor kaum einem Monat war eine beträchtliche deutsche Truppenmacht schwere Geschosse in die Stadt, wodurch die berühmte alte spanische Halle und der Turm getroffen wurden. Die deutschen Flugzeuge erschienen noch täglich, aber die französischen Ein- und Zweidecker, welche in starker Anzahl zur Stelle seien, machten Jagd auf sie. Trotz der Kanonen erlitten die Franzosen nur geringe Verluste, was dem unrichtigen Vorgehen der Offiziere zu verdanken sei. Dieser Krieg sei eine Kraftprobe zwischen Maschinen und Menschen. Immerfort gebe es neue Körper, neue Kanonen eines neuen Typs, neue Überzappeline, neue Unterseeboote eines neuen Systems, und darauf rechnen die Deutschen, um einen Sieg zu erringen.

Die Siegeshoffnungen eines alten französischen Generals.

W. T. B. Bordeaux, 11. Nov. (Nichtamtlich.) Ein General des Reservekorps, der wegen seines Alters verhindert ist, an den Aktionen teilzunehmen, erklärte einem Berichterstatter: Die Sache der Verbündeten steht anscheinend ausgeglichen. Die Deutschen machen große Anstrengungen, deren Tapferkeit und Verstand man anerkennen muß. Die verstärkten kämpfenden Einheiten haben neue Armeekorps aufgestellt, wovon sie den größten Teil in Belgien und Nordfrankreich verwenden. Es ist bemerkenswert, daß die französischen und englischen Streitkräfte den Stolz auszuhalten konnten und daß sie ihn nicht allein aushielten, sondern, wie es scheint, ihre Lage seit einem Monat sehr verbessert haben. Die deutsche Presse erzählt, daß die Deutschen Dünkirchen, Calais und Boulogne erobern wollen, um von da aus England zu besetzen. Sagen Sie es laut, fügte der General hinzu, es ist der herkömmliche Lauff, erst müssen wir sie herkommen lassen, ebenso müssen unsere treuen englischen Verbündeten sich erst besiegeln lassen. Ohne Zweifel würde der Besitz von Dünkirchen, Calais und Boulogne den Deutschen einen Unterfisch für ihre Unterseeboote gewähren. In Calais aufgestellte Batterien würden die Verhinderung der Meerenge durch die französischen und englische Flotte beeinträchtigen, das wäre für den Feind ein großer Vorteil. Aber wie würden die Deutschen eine Landung versuchen, so lange die Engländer als Herren des Meeres die Transportschiffe versenken können, und mit welchen Kräften würden sie es versuchen, wenn sie schon große Mühe haben, die französisch-englischen

Kräfte zurückzuhalten und gezwungen sind, vor den Russen zurückzuweichen? Die Engländer begreifen, daß das beste Mittel, England zu verteidigen, liegt darin, die belgische Küste mit Antwerpen wieder zu nehmen. Im Belgien aber zurückzuweichen, muß man die Deutschen besiegen. Auf dem Kontinent also entscheidet sich das künftige Schicksal Englands. Der General schloß: „Seien wir geduldig; die Sache nimmt langsam, aber sicher, ihren Fortgang.“ (Anmerkung des W. T. B. Das tut sie glücklicherweise, aber in anderer Richtung, als der Herr General von den Reservekorps auf Grund der bekannten Siegesbulletins der Verbündeten annimmt, die natürlich seine einzige Quelle waren.)

Schleunige Einberufung der ungedienten Leute in Frankreich.

Verfassen der Parigien.

hd. Paris, 11. Nov. Kriegsminister Millerand ordnete die mögliche Beschleunigung der Rekrutenausbildung und Einberufung der nichtgedienten, militärtauglichen Leute an, um die ermüdeten Stammtruppen abzulösen. Die Papierziffer dieses Erlasses wird auf eine halbe Million angegeben. Bei den in Frankreich verwendeten Hindutruppen und den Schwarzen macht das nebelige Wetter sich sehr fühlbar. Eine verlässliche Statistik der Wetterfälle fehlt. Fraglich ist, ob die gestern in Marseille gelandeten Hindutruppen in Frankreich Verwendung finden werden; vielleicht will man sie in Alger und Marokko arbeiten lassen.

Erneutes Vorrücken der Russen in Mittelgalizien.

Przemysl wieder eingeschlossen.

W. T. B. Wien, 11. Nov. (Nichtamtlich.) Amtlich wird verlautbart vom 11. Nov., mittags: Die Operationen auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz entwickeln sich langsam und ohne Störung durch den Feind. In dem von uns freiwillig geräumten Gebiet Mittelgaliziens sind die Russen über die untere Wisloda über Kozlow in den Raum von Biskup vorgerückt. Przemysl ist wieder eingeschlossen. Im Spritztal mußte eine feindliche Truppenabteilung vor dem Feuer eines Panzerzuges und überraschend aufgetretene Artillerie unter großen Verlusten fliehen.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor.

Neue schwere Verluste der Serben.

4300 Gefangene, 16 Maschinengewehre, 28 Geschütze, Munition und eine Fahne erbeutet.

W. T. B. Wien, 11. Nov. (Nichtamtlich.) Von dem südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich vom 11. November gemeldet: In den Morgenstunden des 10. November wurden die Höhen von Mijar, südlich von Schabaz, nach vierstündigem verlustreichen Kampf erobert und hierdurch der rechte feindliche Flügel eingedrückt und zahlreiche Gefangene gemacht. Der Gegner mußte die stark besetzte Linie Mijar-Cer-Planina räumen und den Rückzug antreten. Starke feindliche Nachhute leisteten in vorbereiteten rückwärtigen Verteidigungsstellungen neuerdings Widerstand. Die Vorrückung östlich von Loznica-Strupanj geht fliehend vorwärts, trotz des heftigen Widerstandes der feindlichen Nachhute. Die Höhen östlich von Japlaca sind bereits in unserer Besitz. Es wurden in den Kämpfen vom 6. bis 10. November 4300 Gefangene gemacht, 16 Maschinengewehre und 28 Geschütze, darunter ein schweres, eine Fahne, mehrere Munitionswagen und sehr viel Munition erbeutet.

Der russische Generalstabsbericht über die Lage im Kaukasus.

W. T. B. Petersburg, 11. Nov. (Nichtamtlich.) Der Bericht des Generalstabs der kaukasischen Armee besagt: Der Artilleriekampf im Raum von Araprhöhen dauerte am Montag den ganzen Tag an. Feindliche Schiffe wurden an mehreren Küstenorten des Schwarzen Meeres bemerkt.

Der amtliche türkische Tagesbericht.

Große Verluste der Russen. — Erfolge in Ägypten.

W. T. B. Konstantinopel, 11. Nov. (Nichtamtlich.) Die amtliche Mitteilung aus dem Großen Hauptquartier besagt: Im Kaukasus hat sich der Feind auf die zweite Linie seiner Stellungen zurückgezogen und große Verluste erlitten. Wir haben eine Anzahl Gefangene gemacht. Unsere Offensive dauert fort.

Unsere Truppen, welche die ägyptische Grenze überschritten haben, haben die Stellung von Scheikar und das Fort El Arish besetzt. Wir haben den Engländern die Feldgeschütze und Feldtelegraphenmaterial abgenommen.

Die Mobilisierung in Jerusalem.

Das jüdische Wochenblatt „Eggenlöse“ veröffentlicht in seiner jüngsten Nummer einen Brief aus Jaffa, in dem folgende Schilderung von der Mobilisierung der türkischen Truppen in Jerusalem enthalten ist: „Als der Gouverneur von Jerusalem aus Konstantinopel die Mobilisierungsorder erhielt, sandte er sogleich berittene Herolde in die arabischen Dörfer zu den Scheichs. Die Herolde hielten in der einen Hand eine mit dem weichen Halbmond geschmückte blutrote Fahne, in der anderen Hand einen Krummstab. Dies sollte andeuten, daß der Sultan alle treuen Muselmanen zum Kampfe aufgerufen hat. Und die Muselmanen leisteten diesem Auf getreulich Folge. Der Erfolg der Mobilisierung war ganz außerordentlich. Dies war varamentlich für uns

eine Überraschung, die wir gewöhnt waren, daß man in diesen Gegenden Soldaten fängt etwa wie man ein Wild jagt. Diesmal war es ganz anders. Zu Zehntausenden strömten die Araber nach Jerusalem. Selbst diejenigen, die bisher weder Dienst geleistet, noch Steuern bezahlt haben, erschienen auf ihren hohen Rossen. Die Szenen, die sich in diesen Tagen in Jerusalem abspielten, werden uns unvergeßlich sein. Die Araber überfüllten die Stadt: Fellachen mit ihren Frauen und Kindern, Beduinen mit langen Lanzen, daneben auch Juden mit langen Bärten, und Christen. Der große Platz, der von dem Davidssturm, dem Hotel Amburath und der Burg Zion umgrenzt wird, wimmelte von Arabern. Es bildeten sich Zirkel, in deren Mitte Schwerdttänze aufgeführt wurden. Die Frauen schlugen dazu den Takt mit Trommeln. Immer toller ward der Wirbel. . . Aus zehntausend Rufen erscholl mit einem Male der Ruf: „Allah jensur el-Sultan“ (Gott schütze den Sultan). Schließlich erschien der Pascha und wachte zur Ruhe. Man gehörte ihm.“

Der Eindruck des türkischen Eingreifens in Frankreich.

hd. London, 10. Nov. über den Eindruck, den das militärische Eingreifen der Türkei in Frankreich gemacht hat, meldet der Pariser Berichterstatter des „Daily Chronicle“: Es wird hier anerkannt, daß diese Erweiterung des Konflikts die erste Folge haben muß, Probleme wieder aufleben zu lassen im Mittelmeer, dem Balkan und in der Nähe der Küste, die alle gesund denkenden Zuschauer lieber hätten ruhen lassen.

Neue Unruhen in der Syrenaika.

Br. Mailand, 11. Nov. (Eig. Drahtbericht. Nr. Bln.) Der „Corriere della Sera“ berichtet über neue Unruhen in der Syrenaika, die bedächtigender sein sollen als je. Auch die ganzen Volksstämme zwischen dem Rital und der Grenze der Syrenaika sollen in Aufruhr sein.

Die Unterdrückung des Deutschtums in Rußland.

St. Petersburg, 1. Nov. Wie die „St. Petersburger Btg.“ find nun auch die in Dorpat erscheinende „Nordbaltische Zeitung“ und die „Revaler Zeitung“ unterdrückt worden. Die russische Presse äußert sich befriedigt über die Vernichtung dieser „Daupteile des deutschen Chauvinismus im baltischen Gebiet.“

Der Plan eines russisch-englischen Gewaltstreiks gegen Persien.

Br. Wien, 11. Nov. (Eig. Drahtbericht. Nr. Bln.) Der Berichterstatter der „Rundschau“ meldet aus Konstantinopel: Es erregt Erbitterung in Teheran, daß aus einem dort aufgefangenen Briefwechsel des russischen Geschäftsträgers mit der Petersburger Regierung hervorgeht, daß sich Rußland im Einvernehmen mit England mit dem Plan trug, einen Gewaltstreik gegen Persien auszuführen. Russische Kavallerie, Infanterie und Artillerie mit Maschinengewehren marschieren zur Verstärkung der russischen Garnison nach Kasvin. Der Befehl zum Vormarsch der russischen Truppen auf Teheran sei bereits ergangen, doch hätten die Truppen Auftrag, nicht in Teheran einzuziehen, sondern in unmittelbarer Nähe der Stadt Halt zu machen und weitere Instruktionen abzuwarten.

Die Erhebung der Buren.

Br. Rotterdam, 11. Nov. (Eig. Drahtbericht. Nr. Bln.) Obgleich die Nachrichten aus englischer Quelle schon von einer Entmutigung der „Nebellen“ in Südafrika sprechen, gibt es Anzeichen dafür, daß die Erhebung unter den besten Elementen der holländischen Südafrikaner Anhang gewinnt. De Wet wird allgemein als großer Führer und Medner anerkannt. Zu dem Siege de Wets über Cronje wird noch gemeldet, daß der Kampf durch einen Bajonettangriff der Buren entschieden wurde. Der in dem Gefecht gefallene Sohn de Wets hieß David. Das geschlagene Kommando Cronjes soll nunmehr damit beschäftigt sein, sich zu sammeln. Die Regierung entsendet beträchtliche (?) Verstärkungen.

Ein chinesisches Ultimatum an Japan?

Amerikanischer Protest gegen Japan.

Br. Rom, 11. Nov. (Eig. Drahtbericht. Nr. Bln.) Der „New York Herald“ meldet: In Peking erwartet man ein chinesisches Ultimatum an Japan als bevorstehend. Weiter wird mitgeteilt, daß 18 Mitglieder des amerikanischen Senats eine Tagesordnung eingebracht haben, durch die der Präsident der Vereinigten Staaten aufgefordert wird, gegen jede weitere japanische Intervention im Stillen Ozean Einspruch zu erheben.

Die Sinai-Halbinsel als türkisch-ägyptischer Kriegsschauplatz.

Von David Trietsch (Berlin).

Das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg, das am Vordrängen und im Schwarzen Meer gegen Rußland seinen Anfang nahm, hat — wie es zu erwarten war — sehr schnell den Kriegszustand zwischen Türkei und Engländern um den Besitz Ägyptens nach sich gezogen.

Durch diese Ereignisse gewinnt eines der unbekannten Gebiete der Welt an Bedeutung, nämlich die Sinai-Halbinsel. Politisch zu Ägypten gehörig und geographisch meist zu Arabien gerechnet, bildet die Halbinsel ein wirtschaftlich fast völlig unentwickeltes Zwischenstück zwischen dem reichen Ägypten und dem — wenigstens verhältnismäßig — ebenfalls viel fruchtbareren Palästina.

Die Unbewohntheit des Gebietes ist die Hauptursache dafür, daß es ungeachtet seiner historischen Bedeutung und seiner Lage an einer der wichtigsten Verkehrsstrassen der Welt, dem Sueskanal, so unbekannt bleiben konnte in einer Zeit, in der die entlegensten und unzugänglichsten Länder der Welt erforscht und auf ihre wirtschaftlichen Möglichkeiten untersucht werden.

Dabei hat die Sinai-Halbinsel sogar eine außerordentliche strategische Bedeutung, die man nicht erst seit den Ereignissen der letzten Tage erkennt hat. Die Sinai-Halbinsel ist die einzige Landbrücke zwischen Asien und Afrika, und seit Jahrtausenden haben zahlreiche Heere- und Wanderzüge sich dieser Straße bedienen müssen. In neuerer Zeit ist ja auch der General Bonaparte über die Wüstenstraße des nördlichen Sinai von Ägypten nach Syrien gezogen, und die Heere Mehmed Alis, des ersten Khedive von Ägypten, gingen von Kairo über El-Arisch nach Palästina und weiter nach Norden.

Schon seit Jahren werden denn auch Eisenbahnpläne

Verschiedenartige Hilfe.

○ Berlin, 11. November.

Nicht jeder Helfer im Kriege braucht eine wirkliche Hilfe zu sein. Das gilt für Freunde und Feinde, für uns und für die Gegner. Für die Wichtigkeit des Tages bringt das Verhalten Englands Portugal gegenüber den Weisheit. Es ist ja noch nicht gewiß, daß Portugal am Kriege nicht teilnehmen wird, aber ein besonders starkes Drängen der Engländer in die Regierung dieses kleinen Vasallenstaates nimmt man nicht wahr. Portugal wäre nach den jüngst mitgeteilten Verträgen zweifellos verpflichtet, dem britischen Hilfsruf Folge zu leisten. Es hat sich bisher vorsichtig zurückgehalten, offenbar weil der König Manuel zu früh seine Ansprüche auf die Republik demaskiert hat und weil in Lissabon der Verdacht besteht, daß Manuel nicht vergeblich auf die Unterstützung des Londoner Kabinetts für seine Pläne rechnet. Ein besonderer Druck aber ist, wie gesagt, von der Themse her auf die portugiesische Regierung nicht ausgeübt worden. Dies muß natürlich seine guten Gründe haben, und wir sehen sie in der Verwirrung Englands, daß die Teilnahme Portugals am Kriege sofort unsere jetzt gebotene Rücksichtnahme auf die Achtung vor den portugiesischen Kolonien in Afrika ausschalten würde. Die Geringfügigkeit der militärischen Machtmittel, die der kleine Staat auf dem westlichen Kriegsschauplatz einlegen könnte, wäre reichlich ausgewogen durch die uns vielleicht sich darbietende Gelegenheit, die Hand auf Angola zu legen. Portugals Eintritt in den Krieg unserer Feinde wäre unter solchen Umständen kein wirklicher Vorteil für England, sondern ein Nachteil, der auch durch die Beschlagnahme der in den portugiesischen Häfen liegenden deutschen Handelschiffe nicht ausgeglichen werden könnte. Auch muß man in Betracht ziehen, daß die Transvaal-Buren einst nach der Delagoabai Verlangen trugen. Sollte der Aufstand in Südafrika einen größeren Umfang annehmen, so wäre ein Vordringen der Buren zum Indischen Ozean eine verhältnismäßig leichte Sache, sobald Portugal das Abenteuer einer Kriegsbeteiligung unternimmt.

Dah nicht jede Hilfe wirklichen Wert haben kann, zeigt sich ferner, wenn wir beobachten, wie hartnäckig die englische Politik darauf aus ist, die Niederlande zu brutalisieren und, wenn es möglich wäre, in unsere Arme zu treiben. Im Haag ist man freilich klug und geduldig und so wird dieser verstellte britische Plan wohl nicht gelingen. Immerhin sollten wir uns klar darüber sein, daß der Wert eines Singults der Niederlande zu uns ungemein übertrieben werden würde durch offensichtbare Nachteile. Wir würden alsdann vom Weltverkehr noch mehr als jetzt abgeschnitten werden, wir würden von der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes längs der niederländischen Küste kaum Nutzen haben, weil wir Streikkräfte dorthin werfen müßten, und der Schutz der niederländischen Kolonien gegen englische und japanische Angriffe wäre für uns keine Sache der Möglichkeit.

Eine wirkliche Hilfe würde uns ferner nicht erwachsen, wenn der zunehmende Anmut der chinesischen Regierung über die Bedrängung durch Japaner, Russen und vielleicht auch Engländer dort kriegerische Entschlüsse herbeiführen sollte. China ist militärisch noch lange nicht so stark, daß es einen Kampf mit einem dieser Staaten oder gar mit allen wagen dürfte, und es ist durchaus richtig, wenn gesagt worden ist, daß wir im Interesse Chinas selber nur wünschen können, es möge sich ruhig verhalten, womit selbstverständlich kein Zeugnis schwächerer Nachgiebigkeit abgelegt zu werden braucht.

Nun aber steht es mit alledem ganz anders in dem Kriege, der zwischen der Türkei und dem Dreierbunde ausgebrochen ist. Hier sind in der Tat Kräfte vorhanden, auf die sich vertrauen läßt, und wenn die Pforte den Krieg auch für eigene Rechnung und Gefahr führt, so tut sie es doch als unser willkommenen Verbündeter. Freilich müssen wir uns gerade

darum vor Augen halten, daß wir auf diese Weise zugleich erhebliche moralische Verpflichtungen übernommen haben. Rußland und England wird alles aufbieten, um der Türkei Herr zu werden; sie gehen auf nichts weniger als auf die Vernichtung des Reichs und seine Teilung aus, wobei für Frankreich der syrische Brocken abfallen würde, während Großbritannien den Süden Vorderasiens von Ägypten bis zum Persischen Golf, Rußland Kleinasien und die Meerengen einzusteden wünscht. Wie sich die beiden Mächte im Falle des Gelingens gegenüberstehen würden, soll in diesem Zusammenhange nicht untersucht werden, aber ihre Absichten gegen die Pforte sind jedenfalls solche, daß es für die Türken um Tod und Leben geht. Hat doch der Zar soeben ein Manifest erlassen, worin er die unerklärliche Zuersticht ausdrückt, daß die unbedachte Einnahme der Türkei die für sie verhängnisvolle Entwirrung nur beschleunigen und Rußland den Weg zur Lösung der historischen, ihm von den Vätern vermachene Probleme an den Gefilden des Schwarzen Meeres bahnen werde. Mit anderen Worten: Konstantinopel soll russisch werden! Kann es keine Frage sein, daß die Erweiterung des Kriegsschauplatzes durch das Vordringen der Türkei in weiteren leitenden politischen und militärischen Kreisen mit all seinen unübersehbaren Folgen gleich im Beginn gewürdigt worden ist, so folgt daraus, daß wir auch entschlossen sind, gegen solche Folgen das Äußerste an Kraft aufzuwenden. Wir müssen wissen und wir wissen es, daß das Schicksal des Vorderasien mit dem unsrigen jetzt auf Gedeih und Verderb verknüpft worden ist. Weil wir die Siegesgewissheit haben, darum kann uns diese klare Tatsächlichkeit nicht nur nicht schrecken, sondern wir dürfen sie in die Reihe der Faktoren einstellen, die uns die Völkergeschichte eines großen und unseren Anstrengungen angemessenen Lohnes beim späteren Friedensschluß gewähren werden. Darüber jetzt schon zu sprechen, wäre verfrüht, aber wenn wir uns gegenwärtig halten, daß die Linie unserer politischen und wirtschaftspolitischen Entwicklung über den Balkan hinweg nach Kleinasien bis Bagdad und weiter reicht, dann wird es doppelt deutlich, um welche großen Aufgaben, aber auch Verpflichtungen, es sich hier handelt.

Die Nordseesperre.

W. T.-B. Christiania, 11. Nov. Der Dampfer „Binton“ ist Sonntagabend in der Nähe von Falmouth bekanntlich auf eine Mine gelaufen und gesunken. Die Mannschaft wurde gerettet. Der Göteborger Dampfer „Alte Thor Björn“ ist Sonntag ebenfalls bei Falmouth auf eine Mine gelaufen und gesunken. Hierzu schreibt die „Norges Handels og Skipsforsikrings“: In 24 Stunden sind zwei neutrale Handelschiffe vor Falmouth verunglückt, und zwar, wie man sehen kann, auf der von der britischen Admiralität als sicher angegebenen Route, so weit ersichtlich ist, sind beide Schiffe dieser Route gefolgt, so weit dies ohne Leuchtfeuer und bei unklarem Wetter möglich war. Falls sie außerhalb der sicheren Route fahren, ist es nur ein Beweis, daß es außerordentlich schwierig ist, der verhältnismäßig schmalen Linie, die die Admiralität vorschreibt, zu folgen. Jedenfalls ist es ein Beweis, welchen Gefahren die Schifffahrt ausgesetzt ist, falls sie längs der großbritannischen Ostküste und durch den Kanal geht. Die Folge hiervon muß notwendigerweise sein, daß der neutralen Schifffahrt ein sicherer Weg nördlich um Schottland angewiesen wird, und nicht andere als in den Häfen der Ostküste ladende Schiffe längs der Ostküste dirigiert werden. — „Aftenposten“ und „Morgenbladet“ unterstützen diese Forderung reiflich; wie ein gleichzeitig eingetroffenes Telegramm mitteilt, wurde ein anderer norwegischer Überseedampfer, von Amerika kommend, bei dem Versuch, den Pentland-Firth zu passieren, von der Admiralität gezwungen, durch den Kanal zu gehen.

Die französische Pressezensur.

wird so streng gehandhabt, daß sich eine Abordnung der Presse zum Kriegsminister Millerand begeben hat, um ihm ihre Wünsche vorzutragen. Die Antwort des Ministers zeigte „guten Willen, woran nicht zu zweifeln war, ohne allen Wünschen genügend entgegenzukommen“. So hat der Minister sich damit einverstanden erklärt, daß die Depeschen,

zur Verbindung des syrischen und des ägyptischen Schienennetzes erwogen. Die weiteren Anschläge dieser beiden benachbarten Bahnstämme reichen bereits (teilweise noch mit kleinen Unterbrechungen) über ganz Europa nach dem Chinesischen Meer und bis Südafrika.

Trotzdem also die Wichtigkeit dieser kleinen Verbindungsstrecke keinem Zweifel unterliegen kann, ist es doch bisher zu ihrer Ausföhrung nicht gekommen, und zwar hatten abwechselnd die Türken und die Engländer Bedenken dagegen gehabt, weil die beiden Mächte sich gegenseitig nicht über den Weg trauten.

Kam es doch erst im Jahre 1906 schon darüber zu einem schweren Konflikt, daß die Türken innerhalb ihres eigenen arabischen Gebiets eine Stichbahn der Hejaz-Strecke (von Ma'an aus) nach Akaba bauen wollten. Dabei griff man bereits zu erheblichen Truppenansammlungen an beiden Seiten der Grenze, und der Verfasser, der zurzeit mit einer kleinen Reisegesellschaft in den friedlichsten Absichten die Grenze überschritt, gab damit Veranlassung zu dem Gerücht, ein deutscher Offizier hätte den Türken Kanonen zugeführt. Es kam sogar darüber zu einer Interpellation im englischen Parlament.

Der Ausgang jenes englisch-türkischen Konflikts war jedenfalls der, daß der Bahnbau unterließ, und daß die Grenze zum Schaden der Türkei nicht unwesentlich verändert wurde. Während früher eine türkische Landzunge tief in das Sinai-Gebiet hineinreichte, ist die Grenze seither eine ziemlich gerade Linie von Rafah am Mitteländischen Meer nach Tabah, einem Punkte, einige Kilometer westlich von dem türkischen Akaba.

Bei dieser Grenzregulierung haben recht merkwürdige Dinge mitgespielt. Bis zur englischen Besetzung war ja Ägypten rechtlich und tatsächlich ein Teil des türkischen Reiches gewesen; und als der Sultan seinem ägyptischen Vasallen allerlei Privilegien gewährte, blieb doch die ägyptische Grenze eine inner-türkische Angelegenheit, mit der man es nicht allzu genau zu nehmen brauchte. Als dann aber um

dieselbe Frage ein englisch-türkischer Konflikt entstand, kam es zu ungeahnten Verlegenheiten. So sehr die Türken im Recht waren, mußten sie doch den englischen Forderungen nachgeben und wagten es nicht, sich dabei auf den ursprünglich türkisch-ägyptischen Grenzvertrag zu berufen, weil dessen unklare Fassung den englischen Auslegungsfunktionen noch weitergehende Möglichkeiten geboten hätte. Zum Glück der Türken war das ägyptische Duplikat des Vertrages bei einem Brande im Archiv zu Kairo vernichtet worden.

Wie wichtig ein Ausläufer der türkischen Hejazbahn nach Akaba gewesen wäre, sieht man daran, daß dieser Platz gleich bei Beginn der jetzigen Feindseligkeiten unter das Feuer britischer Schiffe genommen wurde. Es heißt übrigens, daß die Türken, die ja auf eine solche Wendung der Dinge vorbereitet waren, in den letzten Wochen die Bahnstrecke ganz oder teilweise im Interesse ihrer militärischen Operationen ausgebaut hätten, ohne daß die Welt etwas davon erfuhr.

Überhaupt ist Akaba eine ziemlich geheimnisvolle Gegend. Niemand weiß auch nur ungefähr, wieviel Einwohner der Platz zählt und wieviel Militär dort liegt. Die einschätzlichen Angaben schwanken zwischen fast Null und 15 000. Bis zum Jahre 1887 hatte sogar eine ägyptische Garnison in Akaba gelegen, weil auf Grund eines Sonderabkommens mit der Türkei Ägypten im Interesse der Pilgerzüge für die Sicherheit der Straßen bis ins südliche Midian hinein Sorge zu tragen hatte. Die ägyptische Garnison von Akaba soll verhältnismäßig noch einige Jahre länger dort geblieben sein.

Jedenfalls bildet Akaba einen wichtigen strategischen Punkt. Von hier geht die kürzeste Straße nach Suez. Das auf halbem Wege liegende Nachl — das militärische Zentrum der Sinai-Halbinsel mit einem schönen Kastell aus der Zeit Solimans des Großen und der Knotenpunkt aller durch das Gebiet führenden Karawanen-Wege — soll bereits in türkischer Hand sein, während im Norden jeden Augenblick eine Überschreitung der Grenze durch starke türkische Heereabschiffe zu erwarten ist.

deren Text bereits in einer Nachrichtenagentur oder einer anderen Zeitung der Zensur vorgelegen haben, abgedruckt werden können, indes „Ausnahmestände“ vorbehalten. Ebenso soll die Veröffentlichung der amtlichen (!) englischen Mitteilungen nicht mehr aufgeschoben werden, ausgenommen, wenn an ihrer Echtheit gezweifelt (!) wird! In politischer Hinsicht hat der Minister des Innern angeordnet, nur gegen Artikel vorzugehen, welche die Mitglieder der Regierung angreifen in der Absicht, sie vor der öffentlichen Meinung zu diskreditieren und ihnen so die Achtung zu nehmen, welche für ihre Amtverrichtungen nötig ist. Das Recht zur Prüfung und Kritik bleibt bestehen.

Die Thronrede der Großherzogin von Luxemburg

Luxemburg, 10. Nov. Die Großherzogin eröffnete heute die Kammertagung mit einer Thronrede, in der sie ihre Betrübniß über den Krieg zwischen den Nachbarn ausdrückte, und daß noch kein Wort von Frieden verlautete. Sie dankt dem Land für die Opfer zum Wohle der Verwundeten und erinnert an ihren Protest gegen die Neutralitätsverletzung. Unsere Rechte bestehen; das Land wird seine Neutralitätspflichten weiter loyal erfüllen. Ich war glücklich über das taktvolle Benehmen der Bevölkerung im Verkehr mit den Truppen, wodurch peinliche Zwischenfälle vermieden wurden. Das soll auch in Zukunft so bleiben. Das Land war bisher glücklich, erfüllte alle seine Pflichten und hat seine Selbstbestimmung nachgewiesen. Es will und muß weiter bestehen; die Regierung muß vor allem die Autonomie der Behörden wahren. Bleiben wir einig; darin liegt das Heil des Landes. Unsere mächtigen Nachbarn vollbringen Wunder von Heldennut für die Größe ihrer Länder. Sie werden verstehen, daß auch wir unseren Verdienst zu bewahren suchen, der das Glück unserer Kinder birgt. Gott schütze unser liebes Vaterland! Die Rede wurde mit häufigen und begeisterten Zurufen aufgenommen.

Die Begeisterung unserer treuen Deutsch-Amerikaner.

Einem Briefe aus Brooklyn vom 11. Oktober entnehmen wir: „Welch einen Stolz, Erfahren, Bewunderung löste heute früh die Nachricht von Antwerpens Fall überall aus! Mit die stärkste Begeisterung Europas in 11 Tagen gefallen! Hier gelingt es langsam, aber sicher, die öffentliche Stimmung immer mehr für Deutschland zu gewinnen. Es wird aber auch von den Deutschen hier wie die Vögel gearbeitet; unermüdlich sind wir hier an der Arbeit, und ich sage, es ist fast so schwer, diese Menschen umzustimmen, wie Antwerpen einzunehmen, denn gegen Dummheit kämpfen die Götter schon vergebens. Wir haben aber mächtige Hilfe gefunden an großen, einflussreichen Amerikanern. Und nach und nach werden die Leute satt, überfoll, von diesen ewigen Lügen, da niemals diese Lügen durch Tatsachen bestätigt werden, und die Deutschen immer noch am Leben sind, trotzdem jeden Abend und Morgen in den englischen Blättern Hunderttausende gefallen sind, ganze Regimenter ertrunken, familiäre Gefühle und Herzen verloren, ohne die Gefangenen alle. Wir lassen sie jetzt ruhig liegen, diese armen Tröpfe; Tatsachen beweisen. Das „War-Memory“-Geschrei der Zeitungsleute auf der Straße zählt fast kaum mehr. Deutschlands Sache, das könnt Ihr verstanden sein, wird hier so gut gefühlt, so gesehnt und so sehr gefördert im ganzen Lande — eine herzerhebende Wohltat. Die Sammlungen sind großartig und unermüdlich, die deutschen Zeitungen und Vereine überbieten sich im Eifer und Ermahnungen. Wie drüben, so heißt es hier: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Und doch ist es ja immer noch nicht genug, all die Wunden zu heilen, den Armen und Verlassenen zu helfen. Und kein Geld der Welt kann diesen Heroismus und diese sittliche Größe dieser deutschen Soldaten bezahlen. Die Sprache ist zu arm, um diese Taten zu preisen.“

Opfern, nicht „Opres“.

Mit Befriedigung lesen wir, daß in den Meldungen des Großen Hauptquartiers seit dem 9. November der Ortsname Opres endlich richtig, wie wir es beantragt haben, mitgeteilt wird. Bis zum 9. November bediente sich die oberste Heeresleitung regelmäßig der Schreibweise „Opres“. Das mußte allen deutschen Lesern mißfallen, und man weiß bis heute nicht, warum der französische Name der flämischen Stadt gebraucht worden ist. Änderungen an dem Wortlaut der amtlichen Telegramme sind bekanntlich verboten, es war also nicht möglich, die einzige richtige Form „Opvern“ statt der falschen einzurichten. Wir nehmen an, daß die

mehrfachen Hinweise in der Öffentlichkeit auf die richtige Form Eindruck auf das Hauptquartier gemacht haben, so daß jetzt endlich die willkommene Änderung eingetreten ist. Freilich hat es ungewöhnlich lang gedauert, bis wir die notwendige Korrektur erhielten. Man darf auch diese Dinge nicht unterschätzen. Wo alles bei uns in bester Ordnung ist, soll es die Schreibart der flämischen Ortsnamen gleichfalls sein. Erfreulicherweise ist das jetzt also erreicht worden.

Eine bischöfliche Stimme aus Belgien.

Austerdam, 9. Nov. Der Bischof von Lüttich hat an den Bischof von Moermond einen Brief gerichtet, in dem er sagt: „Obwohl der Krieg noch nicht beendet ist und wir noch nicht sicher sind, daß uns kein neues Unheil treffen wird, herrscht doch augenblicklich eine weniger unruhige Lage, die den Flüchtlingen erlaubt, nach Hause zurückzukehren, vor allem den Priestern, ihre Arbeit wieder aufnehmen.“ Der Bischof sagt dann, daß er die Adresse seiner Priester nicht kenne. Er rufe die Hilfe des Bischofs von Moermond an. Persönliche Gefahr bestehe für sie nicht und es sei vom größten Belang, daß die Priester nach ihren Herden zurückkehren.

Deutsche Barbaren.

Niel, 9. Nov. Ein Batterieführer in einem Artillerie-Regiment im Westen war kürzlich in Lille bei einer Baronin einquartiert. Aus einem Schriftstück, das die Baronin an den Batterieführer richtete, ist ersichtlich, wie die Unvernunft der Deutschen auftritt und die Bewohner behandeln. Die Angehörigen des Batterieführers lassen das Schreiben in einem Koffer mit sich führen. Es lautet:

Lille, 20. Okt. Geachteter Herr! Ich will Ihnen sagen, daß ich Ihnen danke, daß Sie behütet, damit Sie Ihre Frau Mutter wiedersehen können, die Ihnen eine so gute Erziehung hat angedeihen lassen. Ich werde für Ihre Offiziere sorgen, wie wenn es unsere wären. Glauben Sie, geachteter Herr, meinen inneren Gefühlen. Baronin de B.

Der Hund als Barbare.

Der Besitzer eines großen ModewarenGeschäfts in Rotterdam, der Firma Collee u. Co., ein Belgier aus Mousling bei Wisse, der lange der Gegenstand aufrichtiger Bewunderung gewesen ist, weil seine Villa in Mousling angeblich von „Manen“ vollständig ausgeplündert und verwüstet worden sei, während diese das große ihm gehörende Weinlager vollständig leer getrunken haben sollen, ist nach dem Besuch der deutschen Truppen selbst nach Mousling gereist, um sich von der Höhe des angerichteten Schadens persönlich zu überzeugen. Und was fand er? Einmühtig erzählten ihm die Nachbarn seiner Villa, daß, nachdem der letzte deutsche Soldat Mousling verlassen, das nicht niedergebrannt war, sondern nur wenige beschädigte Häuser aufzuweisen hatte, der Rest des Orts die Villa zerstört, alles in ihr kurz und klein geschlagen und den vorräthigen Wein getrunken hätte!

Die württembergischen Truppen.

W.T.B. Stuttgart, 11. Nov. Dem König ist es bei seinem sechstägigen Aufenthalt auf dem Kriegsschauplatz gelungen, einen großen Teil der in Frankreich stehenden württembergischen Truppen zu begrüßen. Häufig begleitete heftiger Kanonendonner die Worte, die der König an die Soldaten auf den Versammlungsplätzen richtete. Es war eine Freude, alle diese prächtigen Leute von der Linie bis zum Landsturm zu sehen. Die schweren Tage, welche die in der Front stehenden Truppen in der Zeit seit halbem Oktober durchgemacht hatten, sind nicht in stande gewesen, die zurechtstimmende Stimmung, die alle befehl, zu tönen, allen sah man die stolze Freude aus den Augen leuchten, als sie ihren König in ihrer Mitte begrüßen konnten. Aus jedem Mund, vor allem vom Kaiser, dem obersten Heerführer, hörte man Worte von unbegrenztem Lob für die unerschöpfliche Tapferkeit und Angriffslust der Württemberger. Auch die Manneszucht und das vorzügliche Verhalten unseres Landsturms wurden überall anerkannt. Der Gesundheitszustand ist meist gut und wird durch gute und geordnete Verpflegung gefördert. Auch in den Lazareten, welche der König sowohl in Metz als auch in unmittelbarer hinter der Front liegenden Orten besuchte, konnte man gute Ordnung und peinliche Fürsorge für die Verwundeten feststellen.

Ein Sozialdemokrat gegen England.

Zu den „Sozialistischen Monatsheften“ veröffentlicht der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Quessel einen Aufsatz über „den Krieg und das britische Weltreich“. Dr. Quessel, der sonst für Großbritannien sehr

viel übrig hatte, schlägt seine Betrachtungen mit folgenden Sätzen: „Niemand vermag den Schleier der Zukunft zu lüften. Trotzdem kann man getrost sagen, daß selbst bei einem Sieg der Triumphe des britischen Weltreichs ein fürchterlicher Stoch ersehen wird, da alsdann sein asiatischer Kolonialbesitz dem Einmarsch der Russen weit geöffnet wäre. Der russische Imperialismus würde dann nicht eher ruhen, bis er über Persien und Indien den Ozean erreicht hat. Das ist für jeden Kenner der russischen Geschichte ohne weiteres klar. Gegenüber dem russischen Reich ist aber die das Weltmeer beherrschende englische Flotte ein Schwert von Rappé, da Rußland seine Millionenheere jederzeit über die Grenzen des britischen Kaiserreiches in Indien werfen kann, ohne deshalb auch nur ein Kriegsschiff aus einem russischen Hafen laufen zu lassen. Vom welt-historischen Standpunkt aus betrachtet, kann England, welches auch das unmittelbare Ergebnis dieses Krieges sein mag, nicht siegen. Grech und Churchill aber werden in der Geschichte Englands (deren innere Größe von Deutschland nie verkannt worden ist) einst vielleicht als die Totengräber des britischen Weltreichs fortleben.“

Engländerinnen in Deutschland.

Die Berliner „Post“ und die „Zagl. Rundschau“ machen darauf aufmerksam, daß sich noch in vielen deutschen Familien Engländerinnen und Französinen als Erziehenden und Gesellschaftsfräulein befinden, zum Teil sogar auch in Offiziersfamilien. Die „Zagl. Rundschau“ schreibt darüber: Sie nehmen ungehörig am deutschen Leben teil. Wie wenig die Gefahr der Spionage auch bei ihnen ausgeschlossen ist, hat ein dieser Tage zur Kenntnis der Behörden gebrachter Fall bewiesen, in dem eine deutsche Truppenbewegung dem Feinde hinterbracht werden sollte. Die Erzieherin habe das militärische Geheimnis aus einem in der Familie verlesenen Brief des im Felde stehenden Hausherrn erfahren. Besonders bedauerlich soll nach Ausländerinnen stark bevölkert sein. Die Vorstellungen, die in einzelnen Familien erhoben wurden, begegneten leider dem Hinweis auf das Weisheit, das im Schloss Glindenberg gegeben wurde, wo Prinzessin Leopold ihren englischen Obergärtner bis zu dem Tag im Dienst hielt, an dem er festgenommen wurde.

Das Heldentum auch im Ausharren.

feiert die „Recher-Zeitung“ in einem gehaltvollen Artikel. Das Heldentum unserer Truppen auf den Schlachtfeldern an der Aisne und Yper, an der Maas und Mosel, an der Weichsel, am Dnjester und Nemen wird, so fürchtet das genannte Blatt wohl nicht mit Unrecht, nicht so leicht in Kunstwerken gefeiert werden können, wie das Dahinraufen einer Reiterkavallerie oder der unwiderstehliche Hurraangriff des Fußvolkes. An unserer eigenen Seelenstimme können wir das Heldentum merken, wie unsern Lieben im Felde zu Mute sein muß, wenn ihnen statt des erwähnten Angriffs mit der blanken Waffe nichts übrig bleibt als das Ausharren im Angesicht der feindlichen Stellung. Woche um Woche erinnert. Die Schlacht an der Aisne ist beispiellos. Auch die zähe Tapferkeit unserer Feinde verdient Bewunderung. Welch ein Hochgefühl wird es sein, wenn, worauf wir felsenfest vertrauen, endlich der Krang des Sieges sich um die deutschen Fahnen windet.

Leichtfertige Berichterstattung.

Wir sind, um ein Bild von den Kämpfen zu gewinnen, vielfach auf die Berichterstattung in den Blättern der neutralen Länder angewiesen. Es wird aber gut sein, diese Berichte mit gebotener Kritik zu lesen. Manche Berichte namentlich in holländischen Zeitungen erwecken den Anschein, als befänden sich ihre Verfasser in der Front unserer Truppen. Daß das nicht der Fall sein kann, wissen wir aber. Die zugelassenen Berichterstatter sind sämtlich dem Großen Hauptquartier unterstellt; von dort aus werden sie, und zwar zunächst erst nach Beendigung einer militärischen Operation, durch Generalstabsoffiziere an den Ort geführt, den sie zu schildern ermächtigt werden, und ihre Berichte werden vor der Veröffentlichung sorgfältig geprüft. Niederländische Berichtersteller befinden sich in der ohnehin beschränkten Zahl der zugelassenen nicht. Es kann hiernach unmöglich richtig sein, was die Berichtersteller holländischer Zeitungen an angeblich selbstbeobachteten Einzelheiten melden. Einer dieser Berichtersteller erzählte kürzlich, wie er mit seinem Automobil nur nach Überwindung von allerlei Schwierigkeiten aus der französisch-englischen Front in

Man hat viel von den Schwierigkeiten gesprochen, die dieses Gebiet den Truppenbewegungen entgegenstellen soll. Dies ist aber eine starke Übertreibung. Von dem Grenzort Masah bis zur Gouvernementsstadt El-Arisch, nahe der Mündung des gleichnamigen Winterstromes ins Mitteländische Meer ist es nur ca. 46 Kilometer, und bis dahin ist das Land mehr oder weniger ausgebaut. Von El-Arisch bis zum Suezkanal sind es noch ca. 180 Kilometer, und auf dem Wege befinden sich hinreichend Oasen mit Dattelpalmen und Baumgärten, um den Vormarsch von unter kundiger Führung stehenden und wüstengewohnten Truppen nicht allzusehr zu gestalten. Allenfalls dürfte es nicht leicht sein, Geschütze von hinreichender Tragweite zu transportieren, deren man gegen die Schiffe, die vom Suezkanal aus eine Truppenansammlung verhindern wollen, nicht gut entbehren kann. Der übliche Transport geht hier übrigens mittels Kamelfracht vor sich. Ein gewöhnliches Lastkamel trägt 300 Kilo, so daß der Transport von Maschinengewehren sich zweifellos leicht bewerkstelligen läßt. Die Marschleistung beträgt gewöhnlich 10 bis 20 Kilometer pro Tag; die Kamelle gehen meist 12 Stunden ohne Unterbrechung und legen ziemlich genau und gleichmäßig in der Stunde 4 Kilometer zurück.

An Tiermangel werden die Türen jedenfalls nicht leiden. Die Sinai-Halbinsel selbst ist ein großes Kamelzuchtgebiet, wie denn auch das Transportwesen den Hauptverdienst der Bevölkerung bildet. Unter den Kamelzüchtern des inneren Sinai-Gebietes gibt es noch heutigen Tages halbwilde Stämme, die dem Islam nur nominell anhängen und als Räuber gefürchtet sind. Ich wurde bei meinem Besuch der Gegend dringend gewarnt, nicht zu weit ins Innere zu gehen, wo jene Leute streifen, die weder Allah noch den Sultan kennen. Viele dieser „Horden“ leben in der Hauptsache von der Milch ihrer Kamelle.

Außer den Lastkamelen gibt es noch Reittkamelle, deren beste, „Delul“ genannt, zwischen 120 bis 200 Kilometer pro Tag bewältigen. Mit solchen dürften die „irregulären“ Beduinen beritten sein, deren Vorrücken mit den türkischen

Heeren gemeldet wird. Reguläre türkische Kamelreiter gibt es meines Wissens nicht, dagegen besitzt die Armee des Sudan ausgezeichnete Reihartisten — Reihari ist die Bezeichnung für Kamelreiter — nun denen eine kleine Anzahl auch auf der Sinai-Halbinsel stationiert ist, seit das Gebiet vor Jahren der Militärverwaltung des Sudan unterstellt wurde. Mit dieser Maßregel hatten die Engländer den Tabak-Konflikt in geeigneter Weise vorbereitet.

Die sudanesischen Kamelreiter hatten für die Sinai-Halbinsel auch den „Vorzug der Landschaft“. So bestanden zwischen ihnen und der Bevölkerung keine Beziehungen, die im Orient so leicht zu Mißbrauch führen. Was von ihnen zu sehen bekam, zeichnete sich durch eine geradezu „preussische Propertät“ aus. Die Kamelle sahen aus wie die bestgehaltenen Tiere eines fürstlichen Marstalls, an Baumzeug und sonstiger Ausrüstung war kein Mangel zu entdecken, und ähnlich gut waren die in Katt gekleideten Sudanesen gehalten. Ihre schnellfüßigen Kamelle tänzelten von Ungeduld, wenn sie mit den schwerfälligen Lasttieren Schritt halten sollten, die uns von arabischen Dorfwohnern als Reittiere gestellt worden waren. Mit einem „Delul“ hätte, wir auch schwerlich etwas anfangen können. Bei ungeübten Reitern erfolgt der Trennungsschmerz zu schnell.

Es verlautet, die Türen hätten in den letzten Wochen in Voraussicht des Konfliktes mit England an 250 000 Mann von Damaskus aus auf den Weg nach Süden gebracht. Wenn die tatsächlichen Ziffern dem nur einigermaßen entsprechen, so scheint ein rascher Erfolg ziemlich fraglos, so daß man einigermaßen berechtigt ist, die englische Okkupation Syriens, der nach zweieinhalbjähriger Dauer eben noch die Annexion gefolgt ist, für erledigt zu halten.

Die Wiedervereinigung Syriens mit der Türkei oder jedenfalls das Zusammenwirken der beiderseitigen Verwaltungen wird sehr schnell zu einer Wiederbelebung auch des Sinai-Gebietes führen. Schon jetzt ist es bei weitem nicht mehr so tot und wertlos, wie die meisten glaubten. Die

Stadt und Festung El-Arisch a. S., die beim Durchzug Napoleons nur 1000 Einwohner zählte, dürfte gegenwärtig schon auf annähernd 10 000 angewachsen sein. Außer diesen zählt freilich die ganze Halbinsel, bei einer Größe wie Holland und Belgien zusammengekommen, nach der höchsten Schätzung noch 20 000, nach der englischen Statistik sogar nur noch 7500. Das Gebiet, das irrtümlich meist als Wüste bezeichnet wird, ist zum großen Teil nur verwahrloßt und hat durch Entvölkerung im Laufe der Jahrhunderte einen Steppecharakter angenommen, der aber nicht hindert, das Land in kürzester Zeit wieder in die Höhe zu bringen. Heute schon findet man dort zahlreiche Oasen mit Dattelpalmen, Feigen usw., und das Tal des erwähnten Winterstromes, der mit dem „Nah Kgyptens“ der Bibel identisch ist, wäre einer sehr großen Fruchtbarkeit fähig. Das Sinai-Gebiet exportiert sogar bereits nicht unbeträchtliche Mengen von Datteln und Feigen sowie — von einer Lagune am Mitteländischen Meer — Fische und einen besonders geschätzten Fischrogen.

Neuerdings ist überdies nicht weit vom Suez auf sinaitischem Gebiet Petroleum erbohrt worden, und es ist ganz möglich, daß dem Lande hieraus noch ein großer Aufschwung erwachsen kann. Aber meistens die größte Bedeutung hat die Sinai-Halbinsel doch durch ihre Verkehrslage. Sie hat ein über das ungeheure wichtige Suezkanal und wird nach der Ausschaltung der englisch-türkischen Gegensätze bald auch die Eisenbahn haben, die die großen asiatisch-europäischen und afrikanischen Schienenwege miteinander verbindet. Nach alledem wäre das Sinai-Gebiet allein schon eines Kampfes wert. In Wirklichkeit aber bedeutet seine Loslösung aus dem britischen Welt- und Gewaltkreise auch die Beseitigung der englischen Herrschaft über Ägypten, den Suezkanal, den Sudan und voraussichtlich auch über die arabischen Positionen Großbritanniens. Auf alle Fälle bedeutet die Beseitigung der englischen Herrschaft über diese Gebiete auch für Deutschland eines der wichtigsten Kriegsziele, das hier — allem Anschein nach — von unserem türkischen Bundesgenossen erkämpft wird.

die deutsche gelangt sei, und er stellte alsdann mit gewissem Nachdruck, jedoch völlig ungläubigen Einzelheiten dar, was er nun auf der deutschen Seite habe beobachten können. Dieser Bericht ging vor einigen Tagen auch durch deutsche Zeitungen. Wir möchten vor der Kritiklosigkeit warnen, die solche Erzählungen auf Treu und Glauben übernimmt. Wer sie liest, kann sich als betrogen ansehen, noch dazu aus eigenem Verschulden. Denn wenn die militärisch wenig geschulten holländischen Leier ihrem Landsmann glauben, daß er ganz gemächlich erst die Vorgänge auf der französischen und englischen und dann auf der deutschen Seite habe mitmachen können, so darf bei uns doch nicht eine so nachlässige Naivität Platz greifen, daß wir uns diesen Unfug widerspruchslos aufsitzen lassen. Also mehr Vorsicht! Romanhafte Ausmalungen von Schlachten müssen wir uns verbitten, für journalistische Phantastereien sind die Ereignisse zu groß und zu wichtig.

Schwere Bestrafung für Verbreitung falscher Gerüchte.

W. T. B. München, 11. Nov. Der stellvertretende Kommandierende General des ersten bayerischen Armee-Korps, von der Thann, erläßt folgende Bekanntmachung: Um den immer wiederkehrenden beunruhigenden Gerüchten künftig mit Nachdruck entgegenzutreten zu können, verfüge ich auf Grund des Artikels 4, Ziffer 2 des Kriegszustandsgesetzes: Mit Gefängnis bis zu einem Jahre wird bestraft, wer falsche Gerüchte ausbreitet oder verbreitet, die geeignet sind, die Bevölkerung zu beunruhigen.

Ein Veteran als Freiwilliger.

Aus dem Ort Wevelinghoven am Niederrhein zog ein alter Veteran von 1866 und 1870/71 Anfang September als Kriegsfreiwilliger mit ins Feld. Er wurde in ein Landwehr-Infanterie-Regiment eingereiht, und zwar in die Kompanie, in der sein ältester Sohn als Offiziersstellvertreter steht. „Water Kottmann“, wie er im Regiment genannt wird, tut es dem Jüngsten gleich im schneidigen Draufgehen und im Durchhalten beim Stürmen, bei Patrouillengängen und im Schützengraben. Der 71jährige ist nun, nachdem er Antworten mit belagert und als Sieger dort mit eingezogen ist, am 27. Oktober durch Regimentsbefehl zum Unteroffizier befördert worden, unter Übergang der Befreiungsgeld und ohne Kompagnie- und Bataillonsantrag, direkt vom Regimentskommandeur. Sein heißester Wunsch ist, bald recht intime Bekanntschaft mit unseren englischen Vettern zu machen. So lange unsere Graubärte und Großbärte — der älteste 16jährige Enkel wird in Potsdam bei der Feldartillerie als Freiwilliger ausgebildet — noch so junges Blut und so stählerne Nerven haben, braucht uns nicht bange zu sein, daß die Weidm. am Rhein überannt wird.

Das Eisene Kreuz als Lebensretter.

Der 30jährige Musikant Heinrich Müller war mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. In einem Gefecht schlug eine feindliche Kugel direkt auf das Kreuz. Müller wurde nur leicht verwundet, während das Kreuz vollständig zertrümmert wurde.

Das Eisene Kreuz 1. Klasse.

Durch die Verleihung der ersten Klasse des Eisernen Kreuzes sind ausgezeichnet worden: der Divisionskommandeur Graf Dredow, Oberstleutnant Liebrecht, Oberstleutnant Gaertner und Hauptmann im Generalstab der Division Dredow Sellen, Hauptmann Seederer, Postchefkommissar Schubert aus Frankfurt a. M., ferner der Hauptmann im Infanterie-Regiment Nr. 25 Reinhold Peridies, der Hauptmann und Führer der 1. Garde-Pionier-Kompagnie Hartung, Oberstleutnant Freiherr v. Berfall, der Beamte der Berliner Handelsgesellschaft Böttcher, Hauptmann Schmidt, Generalstabsadjutant einer Division, erhielt das Eisene Kreuz erster und zweiter Klasse und das österreichische Militär-Verdienst-Kreuz mit Schwertern, Generalmajor Krümel (Schmerin), Major im Infanterie-Regiment Nr. 36 Oester (Salle a. Saale), Oberstleutnant Dr. Franz Senkel, Gymnasialprofessor in Göttingen.

Fürsorge der Militärverwaltung für erblindete Heeresangehörige.

Zu den bedauernswertesten Opfern des Krieges gehören unzweifelhaft diejenigen, die infolge Verwundung ihr Augenlicht vollständig verloren haben. Diesen Armen ist ihr schweres Los zu erleichtern und die Zukunft möglichst erträglich zu gestalten, dürfte als vornehmste Pflicht zu erachten sein. Inwiefern Staat und Kommune hier später eingreifen werden, muß einstweilen vorbehalten bleiben. Dringendes Erfordernis ist zunächst eine sorgfältige Pflege und sachgemäße ärztliche Behandlung der Augenverletzten. Hierfür hat die Seerechtsverwaltung in den Reserve-Lazaretten und zugehörigen Vereins-Lazaretten unter Beträchtigung bewährter Augenärzte in auskömmlicher Weise Sorge getragen. Ihre Fürsorge erstreckt sich aber noch weiter. In der Erwägung, daß es bei den Erblindeten schon während der Lazarettbehandlung vor anderen Verwundeten gerade an geistiger Anregung mangelt und daß zur Ablenkung von körperlichen und seelischen Leiden nichts zweckdienlicher ist als Tätigkeit, hat die Seerechtsverwaltung es sich angelegen sein lassen, ihnen eine solche Tätigkeit zu machen, die sie zugleich befähigen wird, den künftigen schweren Kampf ums Dasein aufzunehmen. In einem Preussischen Reserve-Lazarett sollen erblindete Heeresangehörige von einem vor Jahren erblindeten Leutnant a. D. Gähler unentgeltlich Unterricht im Lesen und Schreiben der Blindenschrift erhalten. Ein gleicher Unterricht ist von einer erblindeten Dame aus Godesberg am Rhein für erblindete Soldaten zugesagt worden.

Deutsches Reich.

Die Süddeutschen und die Höchstpreise. Der Bundesrat hat, wie wir hören, in den letzten Tagen abermals lange und eingehende Beratungen über die Frage der Festsetzung von Höchstpreisen für Nahrungsmittel gepflogen. Anlaß dazu hat das dringende Verlangen der süddeutschen Regierungen nach Höchstpreisen für Mehl und Kartoffeln gegeben. Die grundsätzliche Geneigtheit, diesem Verlangen zu entsprechen, besteht. Es gilt aber, die Aufgabe zu lösen, wie trotz der Höchstpreise die Versorgung des Landes mit Lebensmitteln sicherzustellen ist. Durch die Festsetzung der Höchstpreise ist der Handel in den in Betracht kommenden Lebensmitteln zum großen Teile unterbunden worden. Die Verhandlungen des Bundesrats haben sich daher hauptsächlich darum gedreht, wie dieser Handel wiederherzustellen sei oder ob man auf anderen Wegen die Versorgung des Landes mit Lebensmitteln bewirken könne. Dabei ist auch der Gedanke erörtert worden, den Staat mit dieser Versorgung zu betrauen.

Wieder eine Million Arbeitende in Groß-Berlin. Die Gesamtzahl der versicherungspflichtigen Mitglieder von 237 Krankenkassen Groß-Berlins hat nach dem neuesten Wochenbericht des statistischen Amtes der Stadt Berlin die Million wieder überschritten, ein Meilenstein für die unwiderleg-

liche Belebung des deutschen Gewerbes, das den Kriegseignissen gegenüber seinen Willen zur Selbsterhaltung bekräftigt. Die Zahl der versicherungspflichtigen Personen ist in der Zeit vom 17. bis 24. Oktober von 984 980 auf 1 000 716 gestiegen, d. h. um 15 736 oder 1,60 v. H. Verhältnismäßig noch lebhafter war mit 1,78 v. H. die Steigerung bei den allgemeinen Ortskrankenkassen. Während sie sich hier beim männlichen Geschlecht auf 1,50 v. H. belief, stellte sie sich beim weiblichen sogar auf 2,02 v. H. — Unter den in dem Bericht unterschiedenen Gewerbegruppen ist die Entwicklung bei der Metall- und Maschinenindustrie hervorzuheben, indem die Steigerung sich hier auf 2,140 oder 1,31 v. H. belief. Umfangreicherer Neueinstellungen bei der Post ist es zu bedauern, wenn sich der Beschäftigungsgrad im Verkehrsgewerbe um 1888 oder 4,25 v. H. hob, im Nahrungs- und Genussmittelgewerbe um 1,61 v. H., in der Papier- und Lederindustrie um 4,07 v. H. — Aus dem Bericht des statistischen Amtes ist ferner bezüglich der Arbeitslosigkeit bei 41 Fachberufen der freien Gewerkschaften die Abnahme von 30 730 auf 28 844, d. h. um 1888 oder 6,14 v. H. für die Woche vom 19. bis 26. Oktober hervorgehoben. Im einzelnen stellte sich der Rückgang der Arbeitslosen u. a. bei den Holzarbeitern auf 666, bei den Metallarbeitern auf 598, bei den Transportarbeitern auf 150, bei den Tapezierern auf 122, bei den Textilarbeitern auf 100 gegenüber einer Zunahme um 60 bei den Gutmachern, um 59 bei den Staats- und Gemeindearbeitern, um 37 bei den Töpfern.

Aus Stadt und Land.

Wiesbadener Nachrichten.

Weihnachtspakete für die Truppen.

Die Weihnachtspakete für die im Feld stehenden Truppen, die so früh wie möglich aufgefertigt werden müssen, haben bei der Einlieferung an die Postanstalten als solche kenntlich zu sein. Dies wird sich dadurch erreichen lassen, daß die Pakete auf allen Seiten mit einem grellroten Zettel bezogen, farblich eventuell mit Aufdruck „Weihnachtspaket“ beklebt werden.

Während die Feldpostpakete bisher nur Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke enthalten sollten, dürfen natürlich den Weihnachtspaketen auch andere Gaben beigelegt werden, doch ist dabei zu beachten, daß die Pakete längere Zeit unterwegs sind, und daß daher leicht verderbliche Waren zu vermeiden sein werden. Um zu vermeiden, daß etwaige zweifelhafte Gegenstände zerdrückt werden, empfiehlt es sich, zur Verpackung grundsätzlich kleine, feste Kisten sowie zur Verpackung Holzwole oder ähnliche Packstoffe zu verwenden.

Es muß dringend davor gewarnt werden, Glasflaschen mit Flüssigkeiten in Pappkartons zu versenden. Die Gefahr, daß derartig verpackte Flaschen zerbrechen, ist groß, da die Pakete hin- und hergeworfen werden und unter Umständen einen starken Druck auszuhalten haben. Der Inhalt einer zerbrochenen Flasche kann aber nicht nur das eigene Paket beschädigen, sondern auch fremde.

Die Bestrebungen der Seerechtsverwaltung, den im Feld stehenden Truppen die Zuführung der Gaben ihrer Angehörigen zu sichern, werden aber nur dann Erfolg haben, wenn sie seitens der Angehörigen durch genaue Befolgung der gegebenen Anordnungen unterstützt werden. Wenn dies geschieht, so darf angenommen werden, daß es gelingt, unseren Kriegern im Feld den Weihnachtabend durch die Gaben aus der Heimat zu verschönern und bei ihnen die Überzeugung zu befestigen, daß das deutsche Volk allezeit, insbesondere aber an seinem heiligsten Feite, wenn auch räumlich getrennt, in Gedanken mit ihnen vereint ist.

Die Stellung der Kriegshelferinnen.

Von einem Chirurgen und Frauenarzt, der zurzeit Oberassistentenarzt auf einem Marine-Lazarett ist, erhalten wir die folgenden beachtenswerten Ausführungen: Eigene Beobachtungen während der Ausbildung von Kriegshelferinnen und Klagen über Missetände, die sich in der jetzigen Verwundetenpflege herausgestellt haben, geben Anlaß dazu, über die Stellung der Helferinnen einiges zu sagen. Von vornherein muß betont werden, daß ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen einer Berufsärztin, die eine einjährige, mit staatlicher Prüfung abschließende Lehrzeit und nachfolgender praktischer Tätigkeit von längerer Dauer an einem Krankenhaus hinter sich hat, und einer Dame, deren Ausbildung für diesen Beruf sich nur auf einige Wochen, höchstens Monate, erstreckt hat. Es gehört nach unserer Auffassung von der Tätigkeit im Krankenpflegeberuf, eine mehrjährige theoretische und praktische Ausbildung dazu, um die Kenntnisse und Erfahrungen sich aneignen, die eine Schwester ausmachen. Die Pflege eines Kranken besteht nicht in einigen wenigen Handreichungen, die sich zur Not in kurzer Zeit erlernen lassen. Sie erfordert vielmehr so viel Sachkenntnis in Fragen der Ernährung, so viel Takt in der Beurteilung der durch die Krankheit bedrückten Gemütsverfassung des Kranken, so viel Vorkenntnisse für die sachgemäße Behandlung von Verletzungen und so viel Arbeitskraft, daß nur eine lange Schulung und Unterweisung aller sonstigen Interessen und Ablenkungen eine Frau zu dieser Tätigkeit voll befähigt. Dessen soll sich die Helferin wohl bewußt sein. Darum soll sie sich der Schwester unterordnen, sich von ihr anleiten lassen, ihr helfen, und nicht, wie das in Fällen vorgekommen ist, die führende Rolle spielen wollen. Das mag ihr manchmal ungerecht erscheinen und schmerzhaft sein, muß aber zum Wohl unserer armen Verwundeten, für die nur das Beste gut genug ist, unbedingt gefordert werden. Warum hätte sonst die Militärverwaltung auf Berufshelferinnen zurückgegriffen? Sie muß eben voll ausgebildete Schwestern haben, an deren „Hilfe“ sie natürlich die „Helferin“ nicht entbehren kann. Daß wir diese in so großer Zahl haben, kann ihrer Opferwilligkeit nur zur Ehre gerechnet werden, und wenn sie in dem oben angedeuteten Sinne ihre Liebestätigkeit ausüben, werden sie mit Befriedigung sich ihrer Mitwirkung an dem Wohl unseres Vaterlands erinnern können und dürfen des Dankes ihrer Pflegerin gewiß sein. Darum, ihr Helferinnen, verlangt nichts Unbilliges, sondern bleibt auf dem Posten, der euch zugedacht ist, und betätigt euch in ihm nach besten Kräften; dann erfüllt ihr euren Zweck!

— Ferngläser für die Truppen. Das Ersatzbataillon des Füsilier-Regiments 90 bietet uns um Aufnahme dieser Zeilen: Die von unseren Gegnern mit Geschicklichkeit angelegten Feld-

befestigungen und Maskierungen erschweren unseren tapferen Truppen das Erkennen der Ziele. Um hier helfen einzugreifen, ist es dringend erwünscht, den als Nachschub zum kämpfenden Heer ausziehenden Truppen möglichst viele Ferngläser mitzugeben. Angesichts der in den verflochtenen Kriegswäldern so überaus stark betätigten Hilfsbereitschaft darf wohl angenommen werden, daß auch auf die erneute Bitte um Stellung von Ferngläsern sich möglichst viele finden werden, die der gerechten Sache durch diese Liebesgaben zu dem gewünschten Erfolg verhelfen. Bereitwillig zur Verfügung gestellte Ferngläser werden mit Dank entgegengenommen auf dem Geschäftszimmer des Ersatzbataillons Füsilier-Regiments v. Gersdorff (Kurfürst) Nr. 20, Gersdorffstraße, Stabsgebäude der Kaserne 1/80, Zimmer 26.

— Vom Kreuzer „Nord“, dem bekanntlich jüngst auf die Ostasienmission in der Jade leider geratenen und dadurch gesunkenen städtischen Panzerkreuzer der deutschen Marine, stellen wir in der Durchgangshalle des „Tagblatt-Hauses“ eine große photographische Abbildung aus, die einer unserer Leser die Gütigkeit, uns zu diesem Zweck zur Verfügung zu stellen. Die Photographie zeigt vor allem die Gesamtmannschaft des verunglückten Kriegsschiffs auf Deck in hübscher Gruppierung, darunter auch eine Anzahl Wiesbadener. Glücklicherweise konnte die größere Hälfte der Besatzung gerettet werden.

— Wiesbadener Lazarette. Nach der Verwundetenliste der Auskunftsstelle über im Feld stehende kassierte Soldaten in der Lage Platz sind weiter folgende Verwundete in Wiesbadener Lazaretten untergebracht worden: Vom Infanterie-Regiment 81: Ernst Barber (Edenheim), Hotel Prinz Nikolaus; Christian Hörmann (Rüschhausen in Württemberg), Augenheilklinik; Johann Huber (Kosenheim), Augenheilklinik; Guard Klein (Saarlouis), Hotel Prinz Nikolaus; Wilhelm Ränger 1. (Kufdorf), Taunushotel; Referent Wilhelm Rausch (Weuern), Augenheilklinik; Hans Ruhmann (Herzogenrath), Taunushotel; Julius Schmidt (Wochum), Augenheilklinik. Vom Infanterie-Regiment 132, Maschinengewehr-Abteilung: Oberleutnant Wind (Wiesbaden), Paulinental; Vom Infanterie-Regiment 117: Emil Goin (Mainz), Stadt. Krankenhaus; Otto Hans (Barmen), Hotel Prinz Nikolaus; Johann Kremer (Obermörlen), Taunushotel; Paul Schwarz (Angerstein), Taunushotel. Vom Füsilier-Regiment 80: Unteroffizier Joseph Degener (Wienhausen), Augenheilklinik; Hermann Modner (Welschhausen), Taunushotel; Referent Heinrich Riek (Stephanshausen), Garnisonlazarett; Wilhelm Röll (Wiesbaden), Taunushotel; Freiwilliger Müller (Wiesbaden), Garnisonlazarett; Wehrmann Karl Schwarzschild (Maffenheim), Augenheilklinik. Artillerie-Regiment 27: Nikolaus Binf (Würgesbach), Stadt. Krankenhaus; Gefreiter der Reserve Bernhard Schmelzer (Lorch a. Rh.), Augenheilklinik. Vom Infanterie-Regiment 131: Levi Rosenkranz (Scherstein), Hotel Prinz Nikolaus. Vom Brigade-Ersatzbataillon 42: Leutnant Stegmann, Garnisonlazarett. Vom Infanterie-Regiment 88: Jakob Jersch (Dorheim), Stadt. Krankenhaus. Vom Infanterie-Regiment 163: Leutnant Bergling (Wiesbaden), Augenheilklinik. Vom Reserve-Infanterie-Regiment 80: Wehrmann A. Beutel (Wiesbaden), Viktorialhotel. Vom Reserve-Infanterie-Regiment 116: Unteroffizier W. Edert (Offenbach), Evang. Hospiz. Vom Pionier-Regiment 30: Pionier Jung (Dornholzhausen), Westfälischer Hof. Vom Infanterie-Regiment 136: Wehrmann Kremer (Wiesbaden), Reserve-Lazarett. Vom Reserve-Infanterie-Regiment 223: Musikant Wilhelm Müller (Wiesbaden), Stadt. Krankenhaus. Vom Infanterie-Regiment 80: Gefreiter Artur Arndt (Wiesbaden), Jägerhaus; Franz Römer (Wambach), Nonnenhof; Anton Gerber (Rüdesheim), Nonnenhof; Wehrmann Karl Löw (Wietrich), Jägerhaus. Vom Infanterie-Regiment 87: Hauptmann der Reserve Ludwig Kurz (Kassel), Schützenhof. Vom Landwehr-Regiment 80: Ferdinand Rudolf (Wiesbaden), Krankenhaus. Vom Infanterie-Regiment 81: Wehrmann Karl Scheib (Hilgenbach), Gefellenshaus. Vom Feldartillerie-Regiment 21: Gefreiter Heinrich Stremel (Wiedensopf), Nonnenhof.

— Kein Bedürfnis. Dem Kassier Adam Schaidt in Wiesbaden wurde von dem Bezirksausschuß in Über-einstimmung mit dem Stadtrat der Polizei- und Gemeinde-behörde die Erlaubnis zum Schankwirtschaftsbe-trieb im 1. Obergehoß des Hauses Warenstraße 6 unter Verneinung der Bedürfnisfrage und unter Zurückweisung der Berufung wider ein Urteil des Stadtausschusses verweigert.

— Ein Umsatztsteuerprozeß. Frau August Ruppert in Wiesbaden hat ein Haus an der Moritzstraße bei einer Zwangsversteigerung für 103 000 M. erworben. Die Stadt schätzt den realen Wert auf 160 000 M. und hat demgemäß zunächst 300 M. 82 Pf. Umsatztsteuer angefordert, während die Erbscheiterin nur einen Wert von 140 000 M. gelten läßt und demgemäß bereit ist, 42 M. 5 Pf. Steuer zu bezahlen. Im Gegenfall zu Schätzungen des Feldgerichts sowie von der Stadt benannter Sachverständiger kommt ein Obergutachten zu einem Wert von 134 000 M. Die Stadt wurde daher zur Zurückzahlung des zuviel erhobenen Betrags verpflichtet.

— Eine unbekannte Tote. Am 6. November ist in Ell-ville eine bereits stark in Verwesung übergegangene Leiche aus dem Rhein gelandet worden. Es handelt sich dabei um eine Frau, deren Alter nicht mehr feststellbar war. Sie war bekleidet mit einem schwarzen Kleid und einem Jackett. Die Polizei bahrt ersucht um etwaige Mitteilungen, welche zur Feststellung der Persönlichkeit zu führen geeignet erscheinen.

— Zwei, vor denen gewarnt wird. Zurzeit wird auf einen Mann gefahndet, welcher sich als ehemaliger Angestellter des städtischen Elektrizitätswerks bezeichnet, dort wegen seines Eintritts beim Militär entlassen worden sein will und sich daher eben in arger Bedrängnis befindet. Der Mann nennt sich Joseph Schmidt. Es ist ihm darum zu tun, Almojen zu erhalten. Die Angaben aber, die er macht, sind unrichtig. Es liegt natürlich kein Grund zu der Annahme vor, daß es sich hier um einen Mann handelt, der nicht bedürftig ist. — Weiter treibt sich nach einer polizeilichen Mitteilung zurzeit in unserer Stadt wieder eine Frau herum, welche sich er-bietet, Reparaturen an Schirmen vorzunehmen. Schirme, die ihr daraufhin übergeben werden, nimmt sie mit, verschwin-det dann aber spurlos. Die Frau ist mittelgroß und trägt eine gestreifte Schürze.

— Ein Radlerunfall ereignete sich gestern nachmittag im nördlichen Stadtteil. Ein Hausbesitzer der Kolonialwaren-handlung Hardt in der Kerostraße kam mit einem Korb, ge-füllt mit Spiritusflaschen, die Weißbergstraße herunter, an der Ecke der Taunusstraße rannte er mit voller Wucht einen Herrn um. Der Herr stürzte zur Erde und kam mit leichten Hautabrischen davon. Der Radler kam ebenfalls zu Fall, wobei die sämtlichen Flaschen entzwei gingen. Er konnte ohne

4 Schlüffel, wovon 2 Hausschlüffel,
Befrucht., Riedelsberg verl. Bitte
abzu. Frau Pichler, Vorstrasse 2.
Dadel, Schwarz,
Diensttag a. Raibaus entlaufen. Geg.
Reichn. abzu. Goldschaffe 18, 2.

Verschiedenes
Wer kennt a. Kam. mit 6 H. Kind,
Nann i. Strieg. Bettst. u. getr. Kleid?
Adresse im Tagbl.-Verlag. Eh

Kind wird von hiesigl. Ehepaar
in liebevolle Pflege angenommen.
Ellenburgergasse 7, Stb. 1. Et. r.

Unabhängiger gebil. Herr
in 40er J., tabell., w. Ehe mit reich.
Dame, a. Ww. Off. 8. 2 Tagbl. Berl.

Der Alleinvertrieb d. höchst proteg. patr. Kunstblattes ist noch für einz. Städte u. Bezirke mit einig. hundert Mark Kapital sofort zu verg. Sich. hohes Einkommen. Offerten an die

Handwerker-Gilde Frankfurt am Main,
Schäfergasse 29.
Suche für schwerhöriges Mädchen
Gelegenheit, sich im

zu vervollkommen. Bitte Angebote
unter N. 780 an den Tagbl.-Verlag.

Heirat.
Gebild. ig. Kaufmann, 32 J., evg.
Sohn eines seit 40 J. besteh. Unter-

nehmen, in groß. Stadt am Mittel-
rhein, vornehme Erscheinung. 80 000
Mark eig. Vermögen, 12 000 Mk. Ein-
kommen, wünscht sich mit hübscher
gebild. junger Dame aus guter Fam.

kommen, wünscht sich mit hübscher
gebild. junger Dame aus guter Fam.
welche sich in gleichen oder ähnlichen
Verhältnissen befindet, bald. zu ver-
heiraten. Witwe ohne Kind nicht
ausgeschlossen. Ausführl. Offert. u.
N. G. 6094 befördert die Ann. Exp.

Einf. geb. Frei, in g. selbst. Stelle

Einf. geb. Frk., in g. selbst. Stelle
anf. 30, einige 1000 Verm., w. Bel
Ehrb. Herren, d. an e. Heim l. werd
um ausführl. Off. u. S. d. 78 post
lebensh. Biederbauken g. setzen

Junges Mädchen

30 000 Mk. Angebote unter B. 784
an den Tagbl.-Verlag.

Heirat E. 768.
Off. zu spät erhalt., war verreist.
Bitte E. 45 mit Trauerbrief um ein

Zusammenkunft: Café Wellenstein
hier, Rheinstr. 41. Erkennungszeichen
n. Seit ang. briefl. E. 768 Tagbl. S.

Billig! **Pelze** Billig!

grosse Auswahl
Schenk, Gemeindebadgässchen 4, I,
nächst Langgasse u. Michelsberg.

...

h. Morgenstern,

ersdorf (Kurhessisches) Nr. 80.
 ein Schmerz:
 geb. Krieger, nebst Kindern.

Se 54), Laufenselden.

ter Vater und Großvater

der Vater und Großvater,

klein,

en Hinterbliebenen.

in aller Stille statt, —
dankend verbeten.





Damen-Strümpfe

Grösste Auswahl bewährter Qualitäten
== zu billigsten Preisen. ==

Spezialhaus

L. Schwenck

Mühlgasse 11-13.

K 129

Unentbehrliche Neuheit für unsere Krieger gegen Nässe und Kälte!

Armee-Schutzhose „Endlich trocken“

D. R. G. M. 35885 — W. Z. ges. gesch.

F 41

Ausprobiert wasserdichte Ueberzieh-Hose in feldgrau
für Offiziere und Mannschaften. In einigen Sekunden über Stiefel und Uniformhose zu ziehen, auch in Stiefeln oder Gamaschen zu tragen. Bester Schutz gegen Wasser, Regen, Schnee und Feuchtigkeit. Klein zusammengerollt leicht und bequem mitzuführen. Für kleine, mittlere und grosse Figuren.

Sorte I Mk. 12.50

Sorte II Mk. 8.50

Wo nicht am Platze zu haben gegen Nachnahme oder Vorinsendung des Betrages direkt vom Fabrikanten **S. Wolff jr., Mainz.**
Jede Hose trägt den Schutzstempel „Endlich trocken“. Nachahmungen werden gerichtlich verfolgt.

Abonnements-Einladung

auf Rhein. Braunkohlen-Briketts
und Soll. Anthracit-Gier-Briketts.

Wir lassen nicht haushieren, da der Hausher-Vertrieb den Brikettspreis zu sehr verteuert. Billiger ist unser Briketts-Abonnements-System zu ermäßigten Abonnementspreisen.

Man abonniert auf das alle Woche oder alle 10 Tage oder alle 14 Tage notwendige Quantum (1 oder 2 oder 3 Kisten oder Säcke) und erhält dann regelmäßig das bestellte Quantum an den vorausbestimmten Tagen in den Keller oder die Wohnung gebracht.

Zum Aufbewahren von in Säcken bezogenen Briketts leihen wir unseren Abonnenten kleine Briketts-Kisten gratis.

Das Abonnement kann jederzeit begonnen und jederzeit wieder aufgehoben werden, man ist nicht gebunden auf längere Zeit.

Wiesbaden, Sept. 1914.
Mauritiusstrasse 5 (Tel. 32)
neben der Vereinsbank.

W. Ruppert & Co.
Gesellschaft für Land- u. Rheintransporte,
G. m. b. H. :: Kohlen-Abteilung.

Als Beigabe der Weihnachtspakete für unsere Soldaten!

Seldlampen

zum Anhängen mit Ölambranen und Batterien
von 10 und 20 Stunden Brenndauer.

Luntensfeuerzeuge etc.

sowie verschiedene andere praktische Gegenstände empfiehlt bestens 1784

Heinrich Kneipp, Goldgasse 9.
Telephon 6090.

Kriegs-Versicherung

für Landsturmpflichtige gewährt erste Gesellschaft. Gefl. Anfragen unter W. 777 an den Tagbl.-Verlag.

Deutsche Frauen

kauft deutsche Fabrikate!

Fort mit den
französischen oder englischen
Präparaten der Kosmetik!

Ueberlegen u. preiswerter
sind deutsche Erzeugnisse

Hykosta-Seife

Packung — 2 Stück — Mk. 1.40
gibt vornehme Weichheit und rosige
Geschmeidigkeit, deshalb die
Lieblingsseife verwöhnter Frauen.
Als bestes Mittel zur Hautpflege

Hykosta-Schnee

Tuben zu Mk. 1.50 u. Mk. 1.—,
sahnenweich, nicht fettend,
mit feinstem Blümentau parfümiert.
In allen Apotheken, Drogerien
und Parfümerien erhältlich.

Psychologischer Vortrag

Freitag, den 13. November, abends 8 Uhr,
im Saale der „Loge Plato“, Friedrichstr.,

von **D. Ammon**, psycholog. Schriftsteller,
über:

Die Bemeisterung des Schicksals durch Gedankenkräfte.

Eintritt 1 Mk., II. Platz 50 Pf. Kartenvorverkauf in
der Buchhandlung Limbarth, Kranzplatz.

24 u. 25. November Ziehung 27. u. 28. November

**Jungdeutschland
Geld-Lotterie**

150000 Lose, 3618 Gewinne
bar ohne Abzug zahlbar Mark

150000

Hauptgewinne Mark

60000

30000

Los 3 Mk. Porto u. Liste 30 Pfennige.

**Deutscher Werkbund
Kölner Lotterie**

447330 Lose, 2. Ziehung, 9691 Gewinne
im Gesamtwerte von Mark

110000

Hauptgewinne im Werte von Mark

20000

3 x 5000

Los 1 Mk. Porto und Liste 25 Pfennige.

Lose überall erhältlich.
1 Jungdeutschland-Lose und 2 Kölner Lose
zusammen 5 Mark. Porto und zwei
Listen 50 Pf.

Verband Königl. Preuß. Lotterie-Einnehmer,
Berlin C. 2, Burgstraße 27.

F 182

Alle Württemberger

und deren Freunde werden herzlichst gebeten, mitzu-
helfen der **Württemb. 54. Reserve-Division**,
die im Heimatland kein Ersatzbataillon hat, eine
Weihnachtsfreude zu machen. **Geld, Woll-
sachen, Schwere, Zigarren** und dergl. werden
bis zum **25. November** dankbarst angenommen bei
Frau Stadtv. Heinrich Glücklich, Dambachtal 18.
Frau General von Schäfer, Gustav-Freytagstr. 4.
Frau Oberstleutnant Walter, Parkstraße 35,
Freifrau von Varnbüler, Parkstraße 97.

Tages-Veranstaltungen.

Theater · Konzerte

Königliche Schauspiele

Donnerstag, 12. November.

241. Vorstellung.

9. Vorstellung Abonnement D.

Die Walküre.

In drei Akten.

Erster Tag aus der Trilogie „Der Ring
des Nibelungen“ von Richard Wagner.

Siegfried Herr Fockhammer

Hunding Herr Edard

Wotan Herr de Garmo

Sieglinde Frä. Frid

Brünnhilde Frä. Englerth

Frida Frä. Haas

Siegfrun Frau Engelmann

Waltraute Frä. Gärtner

Helmwige Frä. Sommer

Schwertleite Frä. Schwarz a. G.

Ortlinde Frau Krämer

Gerhilde Frau Hans-Joseff a. G.

Grimgarde Frä. Haas

Rohrweife Frau Schröder-Rominski

Die Türen bleiben während des
Vorspiels geschlossen.

Nach dem 1. u. 2. Akte treten Pausen
von je 15 Minuten ein.

Anfang 6 Uhr. Ende nach 10 1/4 Uhr.

Kurhaus zu Wiesbaden.

Donnerstag, 12. November.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte

Städtisches Kurorchester.
Leitung: Herr Hermann Jrmr, städt.
Kurkapellmeister.

Programme in der gestrigen Abend-A.

Residenz-Theater.

Donnerstag, 12. November.

Dupondarten u. Fünfszigerarten gütlich.

Ein Jahrhundert deutschen Humors

(Ein Ring von acht Abenden.)

Erster Abend.

Die Hagestolzen.

Lustspiel in 3 Aufzügen von Jffland.

Nach der Ebnard Devrient'schen Ein-

richtung herausgegeben von Carl Böhm.

Hofrat Reinhold Rudolf Bartsch

Mademoiselle Reinhold seine Schwester Josef van Born

Konstant Wachtel Willy Ziegler

Valentin Reinhold Bedienter Max Deutschländer

Friedrich Linde, Wächter auf Reinhold's

Gute Rud. Wiltner-Schönan

Therese, seine Frau Theodora Post

Margarete, ihre Schwester Elsa Erler

Barbchen, Lindes Kind E. Reinhold

Paul, Lindes Kind Paula Wolff

Nach dem 1. und 2. Akte finden

größere Pausen statt.

Anfang 7 Uhr. Ende 9 Uhr.

Reichshallen.

Tagesgespräch ist das großartige,

der Zeit entsprechende

Spezialitäten-Programm.

Unter anderem:

Abdul Hamid, türkischer

Heute Donnerstag:

Gr. Benefiz-Vorstellung

der beiden beliebten Komiker.

Betten.

Metall-Bettstellen für Erwachsene und Kinder.

Unübertroffene Auswahl neuer Modelle.

Beste Fabrikate zu unerreicht niedrigen Preisen.

Ständiger Vorrat ca. 500-600 Bettstellen.

Matratzen

in Rosshaar, Kapok, Wolle und Seegras.

Anfertigung in eigener Werkstatt.

Erstklassiges Material!

Gediegene Arbeit!

Federbetten! Federn und Daunen.

Eine Spezialität unserer Firma:

Durch Waschen zur höchsten Füllkraft gebracht.

Inlets altbewährte Marken preiswürdig und dauerhaft.

Leonhard Tietz, Akt.-Ges. Mainz.

Verlangen Sie Abbildungen.

Verkauf 3. und 4. Stock.

F 41

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 265.

Donnerstag, 12. November.

1914.

(18. Fortsetzung.)

Fünf Töchter.

Nachdruck verboten.

Eine Kleinstadtgeschichte von Ilse-Dore Tanner.

Ruth war wie geblendet von dem Glanz und der Pracht dieses Festes, dem die Künstler Geschmack, Farbenfreudigkeit, Genialität, die Geldaristokraten Berlins die Mittel zur Prachtentfaltung gegeben hatten. Was waren dagegen die armseligen Maskenbälle, die die Kasino-gesellschaft von Werlitz alljährlich feierte!

Der wundervolle, große Saal des Künstlerheims war in einen Rosenhain verwandelt, in dem an der einen Seite sich entzündend naturgetreue Rosenlauben, abwechselnd aus roten, rosa und gelben Rosen hinzogen. An den anderen Seiten des Saales schmiegt sich zwischen Rosenhecken die verschiedensten Zelte und Pavillons. Da war ein wunderbar echtes indisches Teezelt, eine arabische Kaffee-stube, ein italienisches Kunsttabinett, ein Zigeunerlager, in dem über untergelegten Asbestplatten regelrecht abgelocht und ein ganz vorzüglicher Punsch gebraut wurde; da wurden von schönen Türkinen Zigaretten gedreht, von ein paar Ungarn Nationaltänze aufgeführt — kurz, es war ein Lärm, ein Durcheinander, ein froher Übermut, daß es Ruth zuerst fast schwindelte.

Und überall, wo sie mit den Verwandten durchging, fiel sie auf, man stieß sich an und machte sich gegenseitig aufmerksam auf sie, die Herren drängten sich um Onkel Warnsdorf und Manfred, um ihr vorgestellt zu werden, und sobald der Tanz kam, war sie umlagert und konnte kaum zu Atem kommen.

Professor Konried, der berühmte Portraitmaler, bat, sie malen zu dürfen, ein bekannter junger Dichter, der als italienischer Mandolinenspieler im Saale umherzog, sang aus dem Stegreif ein Preislied ihrer Schönheit, das bei den Herren begeisterten Widerhall fand, Gräfin Arleben, die, an der Spitze verschiedener Wohltätigkeitsbestrebungen stehend, eine bekannte Persönlichkeit in Berlin war, forderte sie auf, auf ihrem nächsten Bazar zu verkaufen, und Prinzessin Birstein wollte sie für ihre lebenden Bilder haben.

Und Ruth atmete in vollen Zügen den Weibrauch ein, der ihr gestreut wurde, und konnte sich in dem Gefühl befriedigter Eitelkeit.

Trotz all der Huldigungen, die ihr wurden und die in ihrer Überschwenglichkeit sie wie in einen Rausch versetzten, der sie zu einer ganz anderen machte als die kühle, vornehme Ruth, die man in Werlitz kannte, verlor sie ihr Ziel nicht aus den Augen, den Better heute gänzlich zu besiegen und zu ihrem Sklaven zu machen.

Jeder Blick, den sie ihm schenkte, jedes Wort, das sie ihm sagte, war wohl überlegt — der wahnsinnige Reiz ihrer Eitelkeit, ihn, gerade diesen Mann zu ihren Füßen zu sehen, ein Verlangen, wie sie es Gerhild gegenüber nie gekannt, ließ sie alle andere vergessen und ihrer Weiblichkeit und Würde vergeben.

Es war nach einem Tanz, den sie mit ihm getanzt, daß sie Manfred bat, sie in eins der kleinen Nebengemächer zu führen und ihr etwas Erfrischendes zu holen.

Ihm voran schritt sie auf eine kleine halbverborgene Nische zu und ließ sich in einen der dort stehenden be-

quemen Korbstühle nieder; er folgte ihr mit einem verstimmten Ausdruck im Gesicht und fest zusammengepressten Lippen.

Ruth dehnte behaglich die schlanke Gestalt und griff nach ein paar seidenen Kissen, um sie sich in den Rücken zu schieben.

„So, hier kann man sich doch etwas von den Strapazen erholen — nun sei einmal nett, Better Manfred, und hole mir etwas Eis, und dann wollen wir gemütlich plaudern,“ bat sie, die schönen Augen zu ihm aufschlagend.

Er ging, ohne ein Wort zu sagen, und kam nach einer ziemlich langen Zeit mit der Erfrischung wieder.

Ruth lachte, als sie seiner ansichtig wurde, ihr leises, girrendes Lachen.

„Schade, daß du dich nicht sehen kannst, Manfred! Du machst ein Gesicht, als wolltest du mir einen Becher Gift kredenzen anstatt dieses jamosen Ananaseises oder des Sektess, den du netterweise mitgebracht hast.“

Ein flüchtiges Lächeln, das gleich wieder verschwand, glitt über sein Gesicht; schweigend entkorkte er die Flasche und goß die flachen Reiche voll. Ruth ergriff ihr Glas:

„Auf bessere Freundschaft als bisher,“ sagte sie und tauchte ihren Blick tief in den seinen, während sie ihre schlanke kühle Hand leicht auf seinen Arm legte.

Sie war verblüffend schön in diesem Augenblick. Vom Tanzen, von der Erregung waren Lippen und Wangen tiefer gefärbt als sonst, und ihre feuchtschimmernden Augen sahen fast schwarz aus. Um die schneeweißen Schultern, von denen das lila Gewand etwas herabgeglitten war, schmiegte sich das flimmernde Rothaar.

Manfred zuckte zusammen, und sein Gesicht überzog sich mit dunkler Röte.

„Weißt du, daß du eine ganz gefährliche Zauberin, eine Rixe bist, Ruth?“ sagte er leise, und es lag wie eine Warnung in seiner Stimme.

Sie schüttelte lachend den Kopf:

„Nein, das weiß ich nicht, Manfred. Ich bin ein bescheidenes, armes Provinzmädchen, das ganz geblendet ist von allem, was es hier in eurem schönen Berlin zu sehen, zu genießen gibt, ein Achenputtel, das einmal für kurze Zeit ein Feengewand anlegen und als Prinzessin sich ihres Lebens freuen durfte. Bald, sehr bald —“ sie seufzte auf — „muß sie wieder das graue Alltagskleid tragen und brav und gesittet die Prosa des Lebens in Werlitz auf sich nehmen —“

„Bis Prinz Gerhild erscheint und sie für immer ins Reich der Liebe entführt.“

„Ja,“ sagte Ruth leise und träumerisch, und wie zögernd: „Ja — und dann muß das Achenputtel ein richtiges Achenputtel werden, sehr fleißig, sehr bescheiden, sehr sparsam — Feengewänder und Zauberkunst wird sie sich für immer aus dem Sinn schlagen müssen.“

Sie hatte ihn nicht angesehen, während sie sprach und hatte nicht bemerkt, mit wie heißen, verzehrenden Blicken er ihre ganze Gestalt umfaßte, ohne auf das zu achten, was sie sagte.

Als er sie nun plötzlich in seine Arme riß, war sie so tödlich erschrocken, daß ihr die Sinne schwanden und sie für einen Augenblick ganz willenlos an seiner Brust ruhte.

Mit glühenden Küssen überströmte er ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Arme — — — „Du Schöne, du Süße,“ stammelte er dabei.

Auch dann, als Ruth langsam die Gedanken zurückkehrten, hielt sie seinen Küssen noch stand. Die Leidenschaft dieses Mannes, zu dem sie bisher in Scheu und uneingestandener Hochachtung und Bewunderung emporgesehen, überwältigte sie. Wie sehr mußte er sie lieben, daß er das tat, wo er doch wußte, daß sie — — — Herrgott, Gerhard! Liebte sie ihn denn nicht mehr? Liebte sie vielleicht Manfred mehr, wollte sie ihr Verlöbniß lösen, seine Frau werden?

Blitzschnell gingen ihr diese Gedanken durch den Kopf, und plötzlich riß sie sich mit kräftigem Rud los, ihn von sich stoßend, daß er taumelte.

„Bist du wahnsinnig? Was wagst du?“ stammelte sie, sich schwer auf die Lehne ihres Sessels stützend.

Manfred Wornsdorf war sehr bleich geworden. Mit einem Schlage schien er ganz beherrscht und ruhig:

„Entschuldige, Ruth —“ begann er — — doch sie schnitt ihm zornig das Wort ab.

„Nein, ich entschuldige nicht — niemals — es ist eine so unerhörte Frechheit von dir, eine so bodenlose Unverschämtheit —“

Das ironisch-überlegene Lächeln, das Ruth so fürchtete, erschien um seine Mundwinkel, während er leise mit dem Kopf nickte, als bestätigten ihm ihre Worte etwas, das er erwartete.

Sie stockte verwirrt.

„Ich bitte dich, Ruth, setze dich und höre mich einen Augenblick an — — du kannst ganz beruhigt sein, so etwas wird nie wieder passieren,“ fügte er hinzu, als sie eine ärgerlich abwehrende Bewegung machte.

„Ich will mich auch durchaus nicht entschuldigen, ich finde es selbst unentschuldigbar, daß ich mich hinführen ließ, aber du, Ruth, bist ebenso schuldig als ich.“

„Ich? Das ist doch — —“ fuhr sie auf.

„Setze dich nur erst — du wirst dich doch nicht davor fürchten, die Wahrheit zu hören.“

„Die Wahrheit?“ Sie zuckte spöttisch die Achseln, aber sie ließ sich doch wieder auf dem Korbstuhl nieder, weniger, um seine Bitte zu erfüllen, als weil ihr nach dem furchtbaren Schreck und der Erregung die Knie zitterten und sie sich nicht fähig fühlte, mit gleichgültigem Gesicht in den Ballsaal zurückzukehren.

„Ja, die Wahrheit, Ruth,“ sagte er ernst, „und wenn du nach dem, was ich dir sagen werde, mich auch wahrscheinlich noch mehr hassen wirst als jetzt — ich mache dadurch vielleicht wieder an Herrn v. Brunow gut, was ich soeben an ihm gekündigt habe. — Ein berühmter Mann — Name tut nichts zur Sache — hat einmal gesagt: „Die meisten Frauen vertragen kein andauernd gleichmäßiges Glück, sie fühlen einen unbegreiflichen Antrieß zu Tauselen und Narheiten, durch welche eine Abwechslung in ihr Leben kommt, das ihnen ohne Epifoden, Katastrophen und Eventualitäten zu monoton erscheint.“ Das paßt ganz wunderbar auf dich, Ruth. Nicht aus Wissensdurst, nicht um zu lernen, wolltest du gern nach Berlin — der Hauptgrund war, du langweiltest dich in Berlin, dir genügte auf die Dauer nicht das Glück, das dir das Bewußtsein, die geliebte Braut eines Ehrenmannes zu sein, geben mußte. Deine Eitelkeit verlangte nach Glorifikationen anderer Männer. Wie sehr dein Wunsch erfüllt wurde, brauche ich dir ja nicht zu sagen, aber auch das genügte dir nicht, du wolltest nun auch gerade den Mann, der dir anscheinend gleichgültig gegenüberstand, auf den deine Schönheit offenbar keinen Eindruck machte, du wolltest mich zu deinen Füßen sehen. Du spieltest mit dem Feuer, ohne an die Folgen zu denken, ohne zu überlegen, daß die Erfüllung deines Wunsches möglicherweise zwei Männer unglücklich machen könnte, ja, du ließeest sogar jede Vorsicht für dich selbst außer acht

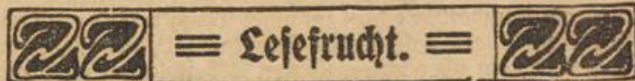
in deiner Eitelkeit — — übrigens echt Frauenart! Alles wäre entschuldigbar, wenn du mich liebtest, aber —“ er zögerte nun doch einen Augenblick, ehe er die letzten Worte sagte, denn er wußte, jetzt war er brutal: „Du liebst mich ebenso wenig als ich dich, Ruth.“ Er sah, während er jetzt leise weiter sprach, mit keinem Blick auf das schöne Mädchen, das bleich und wie in sich zusammen gesunken in willenloser Empörung seinen Worten standhielt, die sie trafen wie Peitschenhiebe; er wußte, mit dem, was ihm noch zu sagen blieb, fügte er ihr eine grenzenlose Demütigung zu:

„Ich habe mich heute doppelt schuldig gemacht, Ruth, schuldig an deinem Verlorbten, schuldig an dem Mädchen, das ich liebe, das ich seit einem halben Jahr meine Braut nennen darf,“ und seine Stimme wurde weich, und jener Zug spöttischer Überlegenheit war wie fortgewischt aus seinem Gesicht, während er von seiner Braut erzählte, und daß aus Gründen, die er jetzt nicht näher erklären wollte, selbst seine Eltern erst Weihnachten von dem Verlöbniß erfahren sollten.

„Und nun, Ruth — — ich will dich nicht um Verzeihung bitten für das, was ich dir vorhin angetan, für das, was ich dir jetzt gesagt habe — ich weiß, du würdest sie mir doch nicht gewähren. Später vielleicht, nach Jahren, wirst du anders über das alles denken und — vielleicht wirst du sogar so etwas wie Dankbarkeit gegen mich empfinden. — Ich werde jetzt im Saal meine Mutter suchen und sie zu dir schicken — es ist dir doch recht?“

Ruth antwortete nicht. Sie hatte sich so gesetzt, daß sie Manfred den Rücken zuwandte, und den Kopf in die Hand gestützt.

(Fortsetzung folgt.)



Voll stolzer Gedanken
Durchdauert unsterblich
Der Deutsche die Stürme
Mit harter Geduld.

W. Jordan.

Im Schützengraben.

... den 11. Oktober 1914.

Liebe Eltern!

Wir hatten bei Reims blutige Gefechte zu bestehen, über deren Einzelheiten ich jetzt hinweg gehen muß, da mir die Zeit zum Schreiben zu kurz ist. Wir marschierten hiernach noch weiter an den rechten Flügel der Armee, und sind in letzter Zeit immer feste bei der Arbeit gewesen. Ende September erlebten wir einen blutigen (für die Franzmänner natürlich) Sturmangriff unserer braven 80er und 81er auf Ch. Unsere Artillerie hatte den ganzen Tag über den Ort dauernd beschossen, und besonders unsere schweren 3er, vor welchen die Franzosen einen riesigen Respekt haben, hatten „nur“ 500 Schüsse in dieses Nest gejagt. In der Nacht ging nun unsere Infanterie gegen den Ort im Sturm vor. Die 87er wurden wieder aus dem Ort zurückgedrängt, aber kurz danach gingen sie wieder im Verein mit 80 und 81 vor und nun ging es drauf wie Blücher, und der Erfolg war uns. Am folgenden Morgen bot sich uns in dem Orte ein grauenvolles Bild von der Wirkung unserer schweren Fußartillerie dar. Aber auch kein einziges Haus war übrig geblieben, worin kein Granatschuß sah. Alles ein rauchender Trümmerhaufen. In Haufen lagen die toten Franzosen zusammen. Ein solches Bild der Sühne für unsere Verluste hatten wir bis jetzt noch nicht gesehen. An einer Straßenecke lagen allein 28 tote Rothosen beisammen, in welche unsere 3er mit einer Granate hineingefegt hatten. Wir gingen nun immer rastlos weiter vor und erreichten noch am Abend die Stadt R. In Scheunen und so weiter wurde übernachtet. Am folgenden Morgen standen wir zum weiteren Vorgehen bereit, geschlossen mitten in der

Aus der Kriegszeit.

Dem Feldpostbrief eines Arztes entnehmen wir die nachstehenden interessanten Stellen: Wir saßen in C. zunächst ziemlich friedlich; die schwere Artillerie des Feindes kam fünf Tage hindurch nicht bis C., das Gewehrfeuer traf uns nicht. Da erfolgte plötzlich am 5. Oktober die Beschießung des Dorfes. Ein feindlicher Flieger hatte am Vormittag des genannten Tages wohl erkannt, daß in den Straßen des Ortes zahlreiche Wagen standen und daß der Schlossgarten besetzt sei. Das erste Geschöf traf in die Nähe des Schlosses, tötete zwei Bur-schen und 13 Pferde mit einemmal, das zweite Geschöf kam schon etwas näher unserem Hause und tötete 3 Pferde eines Adjutanten. Die dritte Granate explodierte an unserer nächsten Straßenecke, die vierte schließlich explodierte vor unserem Hause, ein Splitter von ihr slog über das Haus und fiel vor die Füße unseres Töchterchens. Ich hatte inzwischen meine Wagen anschirren und die Reitpferde satteln lassen, und nun zogen wir weiter rückwärts nach L., das noch nicht beschossen wurde. Unser Rückzug gelang gut, war aber doch nicht unbedingt notwendig gewesen, denn das Haus steht noch in derselben Beschaffenheit da wie bei unserem Einzug. Die Entfernung von L. bis zur Truppe war leider zu groß geworden und die ärztliche Versorgung zu schwer. Infolgedessen rückten wir am 8. Oktober wieder durch C. und dann noch 1 Kilometer südlich in die Ferme Le Font à Bevre, wo wir uns gemütlich einrichteten. Es war ein mäßig großer Bauernhof, der vom Verwalter völlig verlassen war. Unsere Einrichtung besorgten wir uns zum Teil von C. aus den verlassenen Gäufern. Obgleich in unserer allernächsten Nähe die Granaten usw. niedergingen, wurde die Ferme während unseres mehrwöchigen Aufenthaltes nicht belästigt; sie lag in einem fog. toten Winkel, den die feindliche Artillerie nicht erreichen konnte. Das Gewehrfeuer ging entweder über unseren Hof hinweg oder die Kugeln gingen in die Außenwand der Gebäude. Wir waren in der Ferme relativ sicher. Die Unterbringung war mäßig, Strahl-lager mit Mäusen; aber insofern immer noch besser als die der Truppe, die Tag und Nacht in den Schützengräben bleiben mußte. In der Ferme blieb ich bis zum 18. Oktober, am 19. Oktober reiste ich zum Feldlazarett 2, zu dem ich als Chef-arzt kommandiert worden war; ich bin jetzt mehrere Kilometer hinter der Kampflinie; vom Schießfeld hört man herzlich wenig. Ich hoffe, mich in meiner neuen Stelle etwas zu erholen, denn etwas abgepannt bin ich nach llwöchigem Wirken in der Front doch geworden. Ich habe 5 Ärzte, 1 Apotheker, 2 In-spektoren, 50 Mann Personal, 33 Pferde und 11 Wagen; ich führe einen Viesvorrat von Wäsche mit, z. B. 200 wollene Krankendecken, 450 Bettlaken usw.; an Konserven und Kolonialwaren fast einen mittelgroßen Kaufmannsladen; auf 2 Wagen eine raffiniert ausgerüstete Apotheke. Die Verwal-tung dieser Bestände erfordert viel Aufsicht und legt dem Chef-arzt eine große Verantwortung auf. Das Lazarett ist zurzeit nicht eingerichtet, sondern alles eingepackt. Erst wenn Ver-wundete in größerer Menge kommen, wird ein regelrechtes Lazarett eingerichtet; 200 Mann können wir dann ohne weite-res aufnehmen; meist müssen wir aber viel mehr aufnehmen. Jetzt führen wir ein unlätiges Leben und sind wohl mit allem versehen, was wir nötig haben. Demnächst werden wohl die Entscheidungen fallen; unsere Truppe liegt seit Mitte Septem-ber fast dauernd in Steinhöhlen und Schützengräben dem Feind gegenüber. Die Erfolge, die wir auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen haben, sind großartig und heben die Be-geisterung unserer Truppe.

Das Leben in den Kellern von Reims. Paolo Scarfoglio, der bekannte italienische Schriftsteller, hat in den ersten Tagen des November eine Fahrt längs der Kampflinie an der Aisne im Zuge gemacht, bei der er einen Einblick in die Ver-hältnisse hinter den französischen Linien gewinnen konnte. Aus dem Eisenbahnverkehr konnte er feststellen, daß von Soissons nach Osten die Lage der französischen Front sich seit dem Tage der Räumung von Reims und Soissons nicht ge-ändert hat; die deutschen Linien sind noch etwa 10 Kilometer von den beiden bombardierten Linien entfernt, und nichts kann sie aus den Felshöhlen heraustreiben, in denen sie sich befestigt haben. Der Zug nach Soissons ging an diesem Tage nicht ab, weil ihn die Deutschen am Tage vorher mit einem Granatgeschütz empfangen hatten. Scarfoglio nahm daher

Stadt und warteten auf weitere Befehle, da der Feind laut Artilleriemeldungen hinter R. in dicken Haufen sich eingekantet haben sollte. Da, plötzlich ein gewaltiger Knack und eine Granate schlug ungefähr 5 Meter von uns entfernt mitten in die Straße, so daß die Splitter um uns herumfegten. Dabei wurde unser Leutnant und ein Kamerad von mir, welche direkt neben mir standen, leicht verwundet, und ich kam glücklicherweise damit weg, daß ich von dem Luftdruck bald auf meinen „Allerwertesten“ fiel. Im „Marisch-Marisch“ ging es nun wieder hinaus aus diesem Herentafel. Aber wunderbar, immer diese ruhige geschlossene Ordnung unserer Truppen auch in der größten Verwirrung. Nachmittags rückten wir nun wieder durch die Straßen mitten durch die Stadt bis zum Westausgang und unsere Infanterie ging dann weiter gegen den Ort Viller le R. vor. Am 4. Oktober, abends, wurde der Ort unter heftiger Gegenwehr der Franzosen im Sturm genommen. Am 5. und 6. Oktober hatten wir uns häuslich in einem sehr tiefen Keller niederge-lassen, da die feindliche Artillerie uns dauernd auf den Hals rückte. Seit dem 7. liegen wir nun außerhalb dieses Dorfes in Schützengräben dem Feind gegenüber, welcher in einer Entfernung von 800 Metern von uns auch in Schützengräben liegt. Wir haben uns feste tief eingegraben und überdeckt, so daß wir nur lachen über die feindliche Artillerie, welche zeitweise einige Schrapnell zu uns herüber jagt. Wirkung dieser Dinger ist natürlich gleich Null. Wir haben unsere ganzen Schützengräben miteinander telephonisch ver-bunden und können uns mit der Artillerie und jedem entfernten Kameraden im Kilometer entfernt liegenden Graben bequem unterhalten. Die Franzosen sehen wir am hellen Tag aus ihren Schützengräben heraus-kommen und wie sie einzeln an ihren Gräben entlang spazieren, um uns mit ihrer blödsinnigen Dummheit ihre ganzen Stellungen zu verraten. Interessant ist es nun bei Nacht. Wir schießen dann sogenannte Scharposten 300 Meter und die Franzosen natürlich auch, diese stoßen sich also demgemäß die ganze Nacht einander ganz nahe gegenüber und man hört dieselben, wie sie sich gegenseitig anrufen: Halt, wer da! und „Qui vive!“ Am 8. wollten die Spitzbuben nachts einen Sturmangriff auf den Schützengraben unserer 8ten machen, der ihnen aber übel bekommen ist. In Truppenkolonne kamen sie mit allem möglichen Lärm, wie Trompetengeheule, Trommelschwall und Kriegs-geschrei angerückt. Unsere Kameraden ließen sie im Mondlicht auf eine ganz nahe Entfernung herankommen und dann pfeiferten unsere Maschinengewehre in die Brut und der Erfolg dieser unheimlichen Gewehre war, daß am andern Morgen 286 tote Franzosen da herum-lagen, ohne die Verwundeten, die weggelaufen sind. Daß die Bande der Überlebenden schleunigst „Rührt marsch“ gemacht hatte, brauche ich wohl gar nicht mehr zu sagen. Die Rothosen, welche an diesem Sturm-angriff teilgenommen hatten, sind zu einem neuen nicht mehr zu bewegen, dafür garantiere ich. Wir sollen nun, wie verlautet, vorläufig hier an dieser Stelle nicht weiter vorgehen, sondern nur die Stellung fest-halten, bis neue Truppen hier ankommen. Papas Brief vom 1. Oktober habe ich vorgestern erhalten und der Inhalt hat mich sehr erfreut. Aus Langenschwal-bach habe ich auch eine Karte erhalten. Eben fangen die Franzosen gerade wieder mit ihrem Geschützdonner an, und dabei schießen die Kamele Gott sei Dank hier immer in dieselbe Gegend, wo keine Menschenseele von unseren Truppen steckt.

So verbleibe ich denn bis auf ein frohes Wieder-sehen unter herzlichen Grüßen Euer treuer Georg.

NB. Hier in dieser Gegend soll in den nächsten Tagen die endgültige Entscheidungsschlacht stattfinden, und hoffen wir das Beste. Eben teilt der Leutnant, bei dem ich am Telefon im Graben sitze, brüderlich seine Schokolade und Frischbrot mit mir. So wird man im Krieg.

den Zug nach Chalons. „Der Zug ist voll von Flüchtlingen“, erzählt er, „die sich kindlich freuen, wie jemand, der der Gefahr entronnen ist. Seltsam Volk. Es sind einige unter ihnen, die, nachdem sie vierzig Tage in einem Keller geblieben waren, am 41. von der Panik ergriffen wurden und in wilder Hast flohen. Vielleicht kann man in ihrem Fall aber auch nicht von Panik sprechen. Es ist die physische Unmöglichkeit, eine allzu lange Zeit so außergewöhnlichen Lebensbedingungen zu widerstehen, die eine Wiederkehr des Lebens der römischen Christen in den Katakomben zu bedeuten scheinen. „Es roch sehr schlecht in den Kellern, mein Herr“, sagten sie. Ich glaube es gern. Wenn ich nicht irre, waren diese bürgerlichen Opfer bei meinem Aufenthalt in Reims vor etwa 30 Tagen schon seit 10 Tagen in ihren Kellern. „Aber was habt ihr nur in euren Kellern gemacht?“ Hier hat sich wieder der französische Instinkt für die Häuslichkeit und das bequeme Leben offenbart. Die guten Hausfrauen ergingen sich in der Schilderung von Einzelheiten. „Wir hatten unsere Matrasen mitgenommen. Ich hatte oft mein Gerät und meine Stiderei bei mir, und so brauchte ich nicht wieder die Treppen hinaufzusteigen. Mein Keller war sehr groß und hatte verschiedene Ausgänge. Man hatte ganz gute Luft, aber es war sehr feucht.“ Der eine oder der andere ist in den großen Kellern der Champagnerfirma gewesen, die überall im Lande sind und die jetzt als gemeinsamer Zufluchtsort für einen großen Teil der Bevölkerung dienen. Ich habe einen davon besucht. Es sind richtige Katakomben, die Tausende von Quadratmetern umfassen und jedem Bombardement widerstehen können. Sie sind das Glück des Volkes in Reims und Epernay gewesen. Dort, erklärten die Flüchtlinge, „konnte man ganz gut bleiben. Alle hatten ihr Stroh mitgebracht, und es war sehr warm. Es war nur ungebildetes Volk darunter, das Stodisch auf Kohlenbecken kochte, und dieser Geruch war unerträglich. Zum Wärmen der Leute, die da zusammengekommen waren, knallten die Pfropfen der Champagnerflaschen zu Tausenden die ganze Nacht hindurch. Es war ein unterirdisches Bombardement. Was noch übrig ist, wird sauber sein, Herr...“ Glücklicherweise enthalten die Keller von Epernay, die viel mehr geschont wurden, noch viele Millionen Flaschen. Der Krieg in der Champagne droht für immer die altberühmten Weinberge zu zerstören wie die Niederlagen des besten Weins der Welt. Die Erzählungen der Flüchtlinge bestimmen mich, meine Reise nach Osten zu unterbrechen, um nach Château-Thierry zurückzukehren und nach Reims zu gelangen. In Château-Thierry treffe ich einen anderen Zug von Flüchtlingen: solche aus den ersten Wochen, die jetzt nach Reims zurückkehren wollen, um sich zu vergewissern, ob ihr Haus noch steht. . .

Weiteres von der englischen Kriegszensur. Mit einem heitern und einem nassen Auge erzählt der Kriegsberichterstatter des „New Yorker Globe“ von den Schwierigkeiten, die der englische Zensor den Journalisten bereitet, die gern viel schreiben möchten und so wenig schreiben dürfen. Dabei führt er eine Reihe komischer Geschichten an, die das illustrieren. „Wo ist denn der Bericht über das Tennis-Turnier von Fox Hills, New York?“ fragt z. B. der Direktor eines großen amerikanischen Nachrichten-Bureaus in London. Der Kabel-Redakteur weiß es nicht. Das Telegramm ist vor sieben Stunden eingelaufen, sagt er, und der Zensor vorgelegt worden. Man begibt sich zum Zensor. Das ist ein großer blonder junger Mann mit einem Monofle, der sein strenges Auge durchdringend auf den Direktor richtet. „Gewiß“, sagt er mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt, „ich habe es zurückgehalten. Das ist eine höchst verdächtige Meldung, muß ich sagen.“ Das Telegramm lautete, wie es bei Berichten über Tennis-Turniere üblich ist: „Weiß gewonnen, 6-2, 7-5, 8-4.“ Der schlaue Zensor sah darin ein chiffriertes Telegramm. Chiffre-Telegramme sind verboten. Der Direktor unterdrückte den leisen Wunsch, diesem Zensor an den Hals zu springen. Jeder Direktor eines amerikanischen Nachrichten-Bureaus in London unterdrückt einen Wunsch der Art jeden Tag zweimal stündlich. Er fragte mit sanftem Lächeln: „Aber bitte, warum haben Sie nicht nach mir geschickt. Ich hätte es Ihnen ja erklären können. Es war wirklich eine sehr wichtige Nachricht; sie handelt vom Kampf um die Tennis-Meisterschaft.“ „Sahaha!“ lachte der Zensor. „Sie machen ja gute Witze, mein Lieber. Das sollen Nachrichten vom Tennisplatz sein. Das werden Sie mir nicht

treib machen.“ Nicht viel anders ging es dem Einläufer einer Damenkonfektions-Firma aus Illinois, der in Paris einiges eingekauft hatte und dann von London nach Haus kam: „10 kleine Größen gekauft. Warte auf Wintermuster.“ Der Zensor erlief aus dieser Depesche, daß man Jase Rosenthal in Corn Center, III., wichtige Mitteilungen über die Bewegungen englischer Schiffe in der Nordsee mache. Besonders das Wort „Winter“ schien ihm höchst verdächtig. Er kassierte also die Depesche, ohne daß der Einkäufer oder Mr. Rosenthal etwas davon erfuhren. Die Kabelgesellschaften haben von den britischen Behörden die Anweisung erhalten, ihren Kunden keine Auskunft über das Schicksal der Telegramme zu geben. Es könnte sonst jemand auf den nicht fern liegenden Einfall kommen, sein Geld auf dem Klagewege wieder zu verlangen. Da kassiert z. B. der Londoner Berichterstatter einer New Yorker Zeitung eine Liste von Amerikanern, die an dem Tage auf verschiedenen Dampfern abgefahren sind. Zwei Stunden später bittet sein Blatt in einem dringenden Kabeltelegramm um die Namen der Dampfer, die er in seiner ersten Depesche ausgelassen. Er schickt darauf folgendes Telegramm aus New York: „Was bedeutet Ihre Depesche „Dampfer waren — und dann nichts?“ Der Zensor hat die Namen weggestrichen; er hat nur stehen lassen „Dampfer waren“. Als der Berichterstatter in der liebenswürdigsten Weise Vorstellungen macht — und man muß beim englischen Zensor sehr sanft auftreten, sonst kann man sehr schnell aus England herausgeworfen werden — erklärt er, daß er natürlich nichts ohne Erlaubnis der Zensur telegraphieren werde, aber man hätte ihm doch sagen können, daß er die Namen der Dampfer nicht mitteilen dürfe. Darauf wendet sich der Zensor mit einem halbüberlegenen und halb erstaunten Blick zu ihm: „Mein Lieber“, sagte er herablassend, „verstehen Sie denn das nicht? Wenn wir dem Publikum mitteilen wollten, was wir nicht gesagt haben wollten, dann würde das Publikum ja wissen, was wir geheim halten wollten.“ „Neulich“, erzählt der Amerikaner weiter, „begleitete ich einen Freund nach dem Londoner Hauptpostamt, da er nach der Schweiz telegraphieren wollte. Da es die französische Schweiz war, so gab er das Telegramm französisch auf, weil alle Depeschen in der Sprache des Landes, in das sie gehen, geschrieben sein müssen. Der Postbeamte runzelte streng die Stirn: „Das kann ich nicht annehmen. Die Depesche muß in Schweizerisch geschrieben sein.“ „Was“, fragte mein Freund erstaunt, „in Schweizerisch?“ Und dann gab es ein Hin- und Herreden, bis schließlich ein paar Kollegen den pflichtgetreuen Beamten beiseite nahmen, worauf er dann mit derselben Annäherung erklärte: „Na, dann wollen wir's dies eine Mal durchgehen lassen.“

Das Geschenk für den Papst. Papst Benedikt XV. war, so erzählt die „Stille“, von früher Kindheit an in vertrautem Verkehr mit einem Mitglied der Genueser Aristokratie, das ihn mit der Roseform seines Namens „Giacomino“ zu nennen pflegte und diese Gewohnheit auch nicht aufgab, als Giacomo Della Chiesa bereits zum Erzbischof von Bologna erwählt worden war. Kaum hatte er aber erfahren, daß der Jugendfreund den Stuhl St. Peters bestiegen hatte, als er eine Audienz bei ihm nachsuchte, die ihm natürlich sofort gewährt wurde. Beim Eintritt in den Saal, in dem der Papst sich befand, beugte er die Knie und sagte: „Eure Heiligkeit mögen mich entschuldigen. . .“ Hier aber wurde er schon von Papst Benedikt unterbrochen, der ihn aufhob und lächelnd rief: „Aber was soll das, Heiligkeit! Für Euch werde ich der Giacomino bleiben!“ Die Unterhaltung spann sich dann in dem herzlichsten Tone fort, und der Genueser Marchese erklärte dem Papst, daß er die Absicht hätte, ihn zur Feier seiner Erwählung ein Geschenk anzubieten. „Ich nahm mir vor, ein Tafelservice in Silber zu schenken. . .“ „Ach, Tafelservice habe ich schon sieben oder acht“, unterbrach ihn der Papst, „und sie haben keinen Zweck für mich. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, in denen die Päpste Hofbankette gaben. Was wir heute brauchen, ist Geld, viel Geld, weil so viele Dinge zu tun und so viel wieder gut zu machen, so viel Leiden und Elend so erleichtern ist.“ „Alldann möge Eure Heiligkeit selbst die Summe festsetzen“, erwiderte der Marchese. „Schön, schreibt mir einen Scheck aus über 100 000 Lire“, sagte der Papst gutmütig. „Trotz der Beschränkung der Auszahlungen bei den Banken ist Eure Unterschrift gut.“ Worauf der Marchese den Scheck ausschrieb. . .